Kontextwechsel

Helmut Jäger, Dieter Hampel

DÜ-Skriptum 29, Leinfelden-Echterdingen, 1998

Die ins Rutschen geratene Realität 2
Einleitung 3
Frauenärztin in Nicaragua 6
Eine Woche Bereitschaftsdienst in Tansania 11
"...es kommt wieder ganz anders!" 17
Ein verflixter Tag im Jahr 1971 19
Afrika mon Amour 21
Der Traum vom anderen Leben 25
Deutsch oder allgemeinmenschlich? 28
Begegnung als Irritation 31
Mitausgereister Ehemann und seine Akzeptanz: Erfahrungen und Empfindung aus Tansania 32
Leider blieb ich meinem Partner treu... 36
In Deutschland muß man seine Koffer selber tragen! 37
Geschichten über das Fremdsein in der Heimat 41
Briefe aus Deutschland - Briefe aus Kamerun 47
Bolivien - Deutschland 1997 47
Nach 15 Jahren zurück in Ecuador 53
Rassismus? 57
Politisches und die Liebe dazwischen 59
Der Negrophile 68
Fremder oder Freund im anderen Land 79
Nachbetrachtung 81
Auf ein (Nach-) Wort! 85

Die ins Rutschen geratene Realität

Vorwort (Werner Gebert)

Das, was als Realität gilt, wird verschieden wahrgenommen, erlebt und bewältigt. Was für den einen Normalität ist, kann für die andere der blanke Horror sein. Unsere kulturellen Prägungen steuern unser Wahrnehmungsfähigkeit, unseren Adrenalinspiegel und unser Weltbild. Durch Irritationen kann die gesamte Realität ins Rutschen geraten. Manche verlieren den Boden unter den Füßen. Oder es tut sich ihnen eine neue Welt auf.
„Entwicklungshelfer/innen" werden oft als Idealisten abqualifiziert. Sie selbst stufen sich in der Regel als Realisten ein. Sie sehen die dehumanisierenden Wirkungen des Elends, sie erkennen früher als andere den sozialen Sprengstoff in den realen Elendsverhältnissen, sie sind sensibel für gefährdete und zerstörte Menschenwürde, und sie finden sich mit solchen Verhältnissen nicht einfach ab. Ihr Denken und Handeln ist von Kategorien wie Zukunftsfähigkeit bestimmt. Die Veränderung der Verhältnisse aber birgt Risiken, denn sie sind für alle Beteiligten schmerzhaft und stoßen schon deshalb auf Widerstand. Das Scheitern ist vorprogrammiert, wenn die Neuerer die als defizitär wahrgenommene Realität einigermaßen rücksichtslos nach ihren Bilde umzugestalten versuchen. Mangelnde Akzeptanz kann Sinnkrisen auslösen; es nagt die Frage, ob das Alte nicht doch zukunftsfähiger war. Die eigenen Wertmaßstäbe brök-keln. Potentielle „Entwicklungshelfer/innen" sollten wissen, worauf sie sich einlassen. Im Neuen Testament steht eine eindrückliche Warnung vor leichtfertigem Verhalten: „Denn wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen? Damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat, alle, die es sehen, anfangen, über ihn zu spotten und sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann's nicht ausführen" (Lukas 14,28-30).
Warnungen wie diese wären schon Grund genug für diese Veröffentlichung.
Hinzu kommt, daß die hier von Dieter Hampel und Hartmut Jäger versammelten Berichte, die mehrheitlich von Fachkräften des Deutschen Entwicklungsdienstes stammen - es sind auch einige DÜ'ler/innen darunter -, authentische Erfahrungen widerspiegeln. Sie enthalten viel Spontanes (aus den Tagebüchern), das noch nicht durch Reflexion gebrochen und geschönt ist: Abscheu, Wut und Frust ebenso wie Faszination, Begeisterung und Hoffnung. Hier wird Erfahrung geteilt. Vieles wird in Worte gefaßt, was andere vornehm verschweigen oder längst verdrängt haben. Die Erfahrungen beziehen sich nicht nur auf die Ausreise, sondern auch auf die Rückkehr in eine fremdgewordene Heimat.
Die gemachten Erfahrungen werden aber auch analysiert, reflektiert, ins Allgemeine gehoben. Das dient der Orientierung und hilft bei der Fehlervermeidung.
DU dankt allen, die hiermit ihre Erfahrungen anderen zugänglich machen, und hofft, daß viele kommende „Entwicklungsfachkräfte" sie zu nutzen wissen.
Leinfelden

Zu den Autoren

Dieter Hampel, Dipl.Soziologe, 1969-70 Entwicklungshelfer in Chi-e: 1971-73 Vertreter der Entwicklungshelferinnen im Verwaltungsrat des DED, 1977-79 Mitarbeiter im Rückkehrer-Referat des DED; 1979-87 Referent der „Kontakt- und Informationsstelle" (KIS) im Förderungswerk für rückkehrende Fachkräfte der Entwicklungsdienste; seit 1988 Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Heidelberg als verantwortlicher Koordinator des Ärzteprogramms für Medizinstudentinnen und Ärztinnen aus Afrika, Asien und Lateinamerika, die in Deutschland studieren oder sich weiterbilden bzw. arbeiten. Dieses Programm führt die Abteilung Tropenhygiene und öffentliches Gesundheitswesen der Universität Heidelberg in Kooperation mit der Deutschen Stiftung für internationale Entwicklung im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit durch.

Helmut Jäger hat in 45 Jahren einige Kontextwechsel hinter sich gebracht: von Deutschland in ein abgelegenes tansanisches Städtchen, zurück ins Schwabenland (was schwerer war als auszureisen), wieder weg nach Zaire und zurück nach Bremen, Berlin und Hamburg. Der Wechsel zwischen Entwicklungszusammenarbeit und deutschem öffentlichem Gesundheitswe-

sen und nicht zuletzt der vom Single zum dauerhaften Partner und Vater dreier Kinder hat ihn ebenfalls sehr geprägt. Er ist Frauenarzt, war bis vor kurzem Leiter des Fachreferats Gesundheit des DED und kämpft jetzt in der Landesgesundheitsbehörde Hamburgs mit der Bürokratie und den Infektionskrankheiten.

Einleitung

Helmut Jäger, Dieter Hampel

Menschen, die freiwillig aus ihrer eigenen in eine fremde Kultur reisen, um dort eine längere Zeit zu arbeiten, haben zunächst eine positive Erwartungshaltung, die je nach Temperament mit Ängsten vermischt ist. Alles scheint anfangs neu, exotisch, interessant, oft aber auch bedrohlich zu sein.

Über diese Phase des bewußten Fremdseins mit euphorischen und ängstlichen Stimmungsschwankungen kommen die meisten Touristen nicht hinaus. Erst im Rahmen eines längerfristigen Einlebens in die tägliche Routine werden zahlreiche enttäuschende und frustrierende Erfahrungen im Beruf und im Alltagsleben erlebt, die zu negativen Gefühlsschwankungen führen. Die ”interessanten und bunten Fremden” und ihre kulturspezifischen Lebens- und Umgangsformen beginnen langsam zu nerven. Eine berufliche Überforderung, die meist eine persönliche und interkulturelle ist, wird unterschiedlich stark deutlich.

Diese Krisenphase ist ein notwendiges Durchgangsstadium eines Lernprozesses und spielt sich meist in den ersten Monaten im neuen Arbeits- und Lebensumfeld ab. Die Ausprägung variiert je nach Person oder Situation. Sie hängt u.v.a. ab von der vorhandenen oder fehlenden Partnerschaft, der bisherigen Auslandserfahrung, der Lage des Projektortes und den Versorgungsmöglichkeiten etc.

Manchmal scheint diese Phase zu fehlen, wenn z.B. in einer Hauptstadt die Möglichkeit besteht, von Anfang an im privaten Umfeld in einem Getto unter ”Weißen” zu leben.

Das Phänomen Kontextwechsel oder mißverständlich “Kulturschock” wird seit einigen Jahrzehnten intensiv wissenschaftlich untersucht[1]

Die Beobachtungen von Außenstehenden, z.B. auf Dienstreisen, zeigen, daß der notwendige Anpassungsprozeß oft konfliktbeladen ist und keinesfalls immer zu einer positiven Lösung führt:

"... an einigen Arbeitsplätzen klappt die Kooperation mit den Partnern nicht, d.h. Konflikte herrschen vor und bremsen das Vorankommen; an anderen Arbeitsplätzen arbeiten EH und Partner einigermaßen zusammen oder auch nebeneinander her; und nur bei wenigen Arbeitsplätzen zeigen die beteiligten Personen, wie gut eine Zusammenarbeit vonstatten gehen kann, und sie können auch aufzeigen, welche kommunikative Arbeit bis dahin notwendig war. Diese Erfahrungen sollte der DED systematisch auswerten, um endlich vom Persönlichen abstrahieren und die Felder identifizieren zu können, in denen jeder dazu lernen kann, um gute Teamarbeit möglich zu machen....Manchen EH geht es nicht gut. Sie unterdrücken aber ihr Leid, sie bringen es nicht auf den Tisch. Es existieren ungeschriebene Durchhalteparolen. EH wirken oft gehetzt, manche humorlos. Es gibt nicht wenige, die Veränderungen ihres persönlichen Befindens nicht genau genug beobachten. Gehäuftes Krankwerden oder eine Verschlechterung der Ehebeziehung werden z.B. von ihnen hingenommen, sich um so mehr in die Arbeit stürzend....Mein, recht hilfloser Vorschlag, für diejenigen EH, die sich getrieben fühlen, mit belastenden Konflikten konfrontiert sind: die Geschwindigkeit verlangsamen, anhalten, "faul" werden, sich zurücklehnen, beobachten (auch sich selbst!), über die Beobachtungen nachdenken;

[1] U.a. Oberg, K.: Culture shock and the problems of adjustment to new cultural environments, Washington, 1958 oder Petersen, P.: ”The five stages of culture shock - critical incidents around the world, Greenwood Press, London 1995

Wege finden, sie zur Sprache zu bringen; einen Schritt ausprobieren; gemeinsam beobachten was passiert; Prioritäten gemeinsam setzen lernen....Wer sich in einer angespannten Arbeitssituation weniger vornimmt, gibt den einheimischen Mitarbeitern mehr Luft zum Selbermachen...." (Johannes Haag, DED, Dienstreise Westafrika, Juli 1997)

"...relativ viele EH stecken über mehrere Monate in einer Art Kulturschock, aus dem sie allein kaum mehr herauskommen können. Das Ergebnis ist Resignation bzw. das Ende der zwei Jahre abwarten und dann gehen. Die Entscheidung, den Vertrag nicht verlängern zu wollen, fällt meistens in diese Phase. Wenn es soweit ist, geben sich die Betroffenen leider keine besondere Mühe mehr, um eine zufriedenstellende Zusammenarbeit und Zusammenleben zu erreichen..." (F.H. Bisasso, DED, Dienstreise Eritrea / Äthiopien, 1996) ergänzt

Ein interkultureller Lernprozeß, der Austausch von Lernerfahrungen, der Erwerb von soziokultureller Kompetenz, ist ein langsamer und schwieriger Prozeß. Interkulturelle Begegnungen sind durch unterschiedliche Phasen gekennzeichnet, die von der Offenheit für das Neue auf einen Konflikt mit dem Fremden und damit mit uns selbst, über Phasen des Angezogenseins und des Abgestoßenseins von dem Anderen bis zur Selbstverständlichkeit, weitgehend ein Teil der Gesellschaft geworden zu sein und die gleichzeitige Erfahrung, immer außen zu stehen, gehen.

In der Konfliktphase kann die Enttäuschung über das Land und die Menschen dort zu Frustration, Abwehr, Jammern, Wehklagen und schließlich zum offenen Rassismus entwickeln kann. Andererseits keimt die Möglichkeit von den kulturell unterschiedlichen Menschen zu lernen. Z.B. von einer den anderen achtenden Höflichkeit oder einem aggressionvermeidenden Umgang miteinander, der es nicht zuläßt, ein Gegenüber fertig oder zur Schnecke zu machen, wie bei uns zu Hause üblich. Von einer Fähigkeit, große Probleme, wie schwere Erkrankungen oder den Verlust von Angehörigen, auf ein psychisch erträgliches Maß zu reduzieren und gelassen zu ertragen, ohne zu verzweifeln. Von dem einem Nicht-Ernstnehmen kleiner Schwierigkeiten, wie die Verspätung eines Zuges um 24 Stunden oder dem Ausbleiben von Batterien, Bier, Seife, Waschpulver usw. für mehrere Monate. Von einer warmen Kinderfreundlichkeit, einer Aufopferungsbereitschaft für die Mitglieder der Großfamilie, von Emotionalität und Lebensfreude.

Viele Lösungsmuster sind im Rahmen dieses Lernprozesses denkbar. In jedem Fall sind sie für die Persönlichkeit prägend, bieten die Chance zur Persönlichkeitserweiterung und münden in der Regel, zumindest vorübergehend, in eine langfristige Stabilisierungsphase. Neben dem "Heimischwerden" in der neuen Kultur, ohne eigenen Identitätsverlust oder dem definitiven Überwechseln aus der alten in die neue Kultur (Auswandern) finden sich jedoch auch häufig Scheinlösungen wie der Griff zu Suchtmitteln (meist ein höherer Verbrauch an Alkohol und Zigaretten), Arbeitshyperaktivität, Flucht durch überstürzten Vertragsabbruch und Heimreise, widerwilliges Bleiben, nur weil es der Arbeitsmarkt über Jahre verlangt, Abkapseln im Kreis anderer "Weißer" und rassistische Verhärtung. Bisher wurde wissenschaftlich kaum untersucht, welche Faktoren diese oder andere Scheinlösungen und welche eine kulturoffene Umgangsweise und Persönlichkeitsreifung fördern.

Die meisten Entsendeorganisationen setzen eine positive Persönlichkeitsentwicklung der "Entwicklungshelfer" oder "Experten" als automatisch gegeben voraus und halten die überwältigende Mehrheit der Rückkehrer für einen Gewinn für diese Gesellschaft und nicht für eine Gruppe die zusätzlicher sozialer Unterstützung bei der Reintegration bedarf. Ob diese optimistische Annahme den Tatsachen entspricht, weiß bisher keiner zu sagen.

Wir wissen es nicht, ob die folgenden, authentischen Skizzen Einzelfälle sind oder eher häufige Persönlichkeitsentwicklungen kennzeichen:

"Der Kollege, schon seit zweieinhalb Jahren hier, brachte sein Resümee auf den Punkt: Mir schmeckt nicht mal mehr das javanische Essen. In galligen Sprüchen ereiferte er sich immer mehr bei unserem abendlichen Gespräch auf seiner Gartenterrasse in seinem Universitätshaus unweit des Universitätscampus in Salatiga in Zentraljava. Er wurde immer bitterer im Verlauf der fast aufzählungsartigen Unzulänglichkeiten und Unmöglichkeiten, denen er hier ununterbrochen ausgesetzt sei: Schlamperei, Materialschwund, Ungenauigkeit, Kleinkorruption, Igno-

ranz der Kollegen, die seine Vorgesetzten seien, keine Möglichkeit, das gute Material und die guten Ideen, die er mitgebracht hätte, einsetzen zu können, geschweige denn in einer Arbeit produzierten zu können, und die Hausangestellten seien auch unzuverlässig. Es war einfach alles miserabel, unzumutbar, zum Verzweifeln. Es wurde immer deutlicher. Er war hierher gekommen, weil der Name Gastdozent in ihm ungeahnte Möglichkeiten der Selbstverwirklichung assoziiert hatte. Man war ja im Prinzip gerne bereit, etwas für die Leute hier und diese Institution zu tun, aber eben vorwiegend unter dem Aspekt, diese "Chance" vor allem für sich selbst zu nutzen. Es war auch klar und unreflektiert angenommen worden, daß man "für" und nicht "mit" den Partnern arbeitete. Und jetzt wollten die das irgendwie ganz anders haben, bestanden gar darauf, daß man ihnen bei eigenen Verwirklichungsideen zuarbeiten sollte. Ist denn so was Partnerschaft, Gegenseitigkeit? Die Begriffe verbogen sich zusehends. Irgendwie kristallisierte sich heraus, er wollte eigentlich sich selbst promovieren, und das ging nun nicht wie gedacht. Die Umgebung wurde zum Dauerärgernis. Die Erkenntnis, daß nicht er, sondern die anderen das "Projektziel" waren, scheint eine recht herbe Erkenntnis für diesen Menschen gewesen zu sein. Der Enttäuschungsärger war auf der Kante, in blanken Rassismus umzukippen. Er schlug sich bereits in physischem direktem Unwohlsein nieder. Ein Ekelsyndrom aus Enttäuschung war in voller Entwicklung. In solch einer Situation wird jeder Moskitostich zum persönlichen Angriff der andersartigen Umgebung, jede fremdartige Silbe zur Gemeinheit. Nur noch Vertragsnotwendigkeiten hielten ihn hier. Er war fertig. Vor sich und mit sich und mit allem um sich herum. Durch rasche Abklärung der Gegebenheiten war es möglich, eine einvernehmliche sofortige Heimreise zu bewirken....” (Schilderung von Friedhelm Göltenboth, GTZ, Philipinen)

“....Ich kam hierher, um zu helfen, Probleme, Fehler zu suchen, Lösungsvorschläge zu machen und Vorschläge umzusetzen. Und in der Art dieses und zu erreichen, habe ich anfangs den meiner Meinung nach größten Fehler gemacht. An dieser Stelle sein mir eine Auszug aus meinem Tagebuch (geschrieben in höchstem Frust) erlaubt, der meine Erfahrung und meine Wahrheit wiedergibt. Dem braucht sich niemand anzuschließen. "Jeden Tag das gleiche Theater! Das kotzt mich alles an! Die sind doch nicht mal in der Lage, den Hof richtig zu säubern! Na, ich sag nichts mehr! Wenn sie nicht wollen, dann sollen sie doch sehen, wie sie weiterkommen! Was rege ich mich eigentlich auf? Ich mache nur noch meinen Job und keinen Deut mehr!" Und abends kommst du dann nach Hause und stellst fest, was du wieder alles organisiert und initiiert hast und wem du wieder die Meinung gegeigt hast. Es passiert, daß man Entscheidungen über die Köpfe der Beniner Kollegen hinweg trifft und ereifert sich dann in höchsten Tönen darüber, daß sie sauer reagiert haben. Mit welchem Recht machen wir hier eigentlich Vorschriften? Wer hat gesagt, daß die Beniner unsere Vorstellungen widerspruchslos anerkennen und umsetzen müssen? Ich glaube einfach, wir sind alle zu aktiv. Wir haben zu viel Druck gemacht. Es mußte der Eindruck entstehen, daß sie nicht selber entscheiden dürfen. Wir haben ihnen doch oft keine Zeit gelassen, selbst noch mal nachzudenken, vielleicht einen Beniner Weg zu finden. Das alles in der Überzeugung, daß wir die Problemanalyse und das Lösungskonzept ja schon in der Tasche haben und man damit schnell zu sichtbaren Erfolgen kommt. Ob dann unsere Kollegen noch genauso stolz wie wir auf die Ergebnisse sein können? Hier in Benin haben wie weniger zusammen als nebeneinander gearbeitet. Ich habe es irgendwann aufgegeben, gegen alles und jeden aus prinzipiellen Gründen zu kämpfen, und seit diesem Augenblick verbesserte sich die ohnehin nicht schlechte Zusammenarbeit bei den Beniner Kollegen spürbar, als ich aufhörte, ständig Informationen (auch wenn sie eigentlich für eine bessere und koordiniertere Arbeit nötig waren) einzufordern und meine aktive Mitarbeit nicht mehr in extremem Maße aufdrängte. Entgegen meiner eigentlichen Auffassung versuchte ich mich völlig zurückzunehmen und nur noch auf Bitten und Anfragen ihrerseits zu reagieren oder unaufschiebbare Probleme und Vorschläge an sie heranzutragen. Offensichtlich entfiel damit die "Angst" vor Kontrolle und unerwünschter Einmischung einer fremden Kollegin, die ihnen nicht mehr voraus hat, als einen klinischen Facharzttitel und die Herkunft aus einem sog. entwickelten Land. (Auszüge aus einem Entwicklungshelferbericht (1995)

Wissenschaftlich - theoretische Spekulationen über die Chancen und Risiken von Kontextwechsel gibt es genug, aber sie erreichen nur selten Betroffene oder Entscheidungsträger. Persönliche Geschichten können dagegen Assoziationen wecken, zu den *eigenen* Gefühle, Erinnerungen, zu der Vorfreude auf das Neue oder zu den heimlichen Ängsten. Die Auswahl der Texte wurde deshalb bewußt auf biographische oder unmittelbar erlebte Erzählungen beschränkt.

In den Beiträgen werden zunächst drastische oder auch scheinbar banale Alltagssituationen aus der Eingewöhnungsphase der ersten Monate erzählt. Es folgen Beschreibungen über die Sehnsucht nach der Ferne und ihre Konfrontation mit der Realität, über die schwierige Situation der begleitenden Partner, über das Entstehen von Heimatlosigkeit oder den konfliktreichen Wechsel der Rückkehr nach Deutschland. Eine Betrachtung aus einem größerem Abstand, eine interkulturelle Beziehung mit Brüchen und ein fiktives Expertenschicksal bilden den Ausklang. Der letzte, biographische Bericht beschreibt einschneidende Veränderungen als Teil eines ganzen Lebens, als immer neues Risiko und als Chance:

Kontextwechsel sind "...mit einem tief greifenden Wandel der Selbstbeschreibung eines Individuums verbunden. Es sind Stufen der Entwicklung ... Wie bei anderen Stufen, deren Höhe nicht klar zu sehen ist, kann man auch hier leicht ins stolpern kommen, und nach oben oder unten fallen."[2]

Frauenärztin in Nicaragua

Barbara Bruns

Zwei Jahre war ich in Nicaragua als Beraterin und Gynäkologin in einem Frauenzentrum in Masaya, einige Male auch im Landesinneren in einem kleinen Dorf, namens Bocana de Paiwas. Dieser Bericht handelt von Bocana de Paiwas, einem Ort, der Macondo gleicht aus "Hundert Jahre Einsamkeit" von Garcia Marquez.

Die Tour ging über Matagalpa und San Ramon, Rio Blanco und dann das letzte harte Stück nach Bocana de Paiwas. Die Furten waren schwierig, weil das Wasser wieder angestiegen war - anscheinend regnet es in diesem Eck immer. Aber der Fluß, den man mit dem Jeep nicht durchqueren kann, ist noch nicht erfunden.

Wir kamen nachmittags um halb vier an, Celia, die Leiterin des Frauenhauses, und ich (Aufbruch um sechs Uhr früh). Das Auto wurde wieder unten am Berghang geparkt, die letzten Meter nach oben zu Celias Haus mit den ganzen Kisten Lebensmittel. Celia sorgt immer fürs Essen, weil das Angebot im Ort ziemlich dürftig ist.

Als ich erst mal gebadet und umgezogen war, habe ich den einzigen Schaukelstuhl vors Haus gezerrt und den Blick auf den Fluß genossen.
Esperanza, die Krankenschwester kam dann mit Valentino, ihrem Mann. Ein großes Willkommen und Celia fragte wie üblich "Was gibt es Neues, ist jemand umgebracht worden, den ich kenne?" (Eine Begrüßung, bei der ich jedesmal schlucken mußte).

Nur zwei Finqueros diesmal, meinte Esperanza. Über den Tod des Einen war Celia richtig froh. "Der Mann hat seine Schwägerin vergewaltigt, als seine Frau krank und außer Haus war" erzählte sie, "die Schwägerin ist elf Jahre alt." Das Mädchen hat den Mund gehalten, bis der Mann anfing, ihre Schwester zu belästigen, eine Achtjährige. Dann hat sie es im Frauenhaus erzählt und die arme Ehefrau hat sich nicht mehr aus dem Haus getraut, um ihre Schwestern zu beschützen. "Das Schwein gehörte zu den Evangelisten und hat sich dreimal die Woche in der Kirche auf die Brust geschlagen und laut gebetet. Ich bin nicht traurig über seinen Tod." meinte Celia. Ermordet wurde er nicht wegen dieser Vergewaltigungsgeschichte, sondern weil er was wirklich Schlimmes getan hat. Eine Kuh geklaut oder so was.

Am Donnerstag morgen sind wir nach dem Frühstück ins Frauenzentrum. Es waren wenig Frauen da, nur die, die im Zentrum arbeiten. Die Straßen waren ausgestorben. Esperanza sagte, es hätte leider ein kleines Mißgeschick gegeben, der Typ, der meinen Besuch im Radio angekündigt hätte, hätte den falschen Termin durchgegeben und auch noch zur falschen Zeit. "Dieser Mistkerl" schimpfte Celia, "ich hab's ihn extra noch wiederholen lassen".

[2] Fritz P. Simon: Meine Psychose mein Fahrrad und ich, Carel Auer Verlag, 6. Auflage, Heidelberg 1997

Wir saßen also vor dem Frauenhaus und haben gewartet, da kam ein Mann vorbei. Ging erst mal vorbei, kam dann zurück, guckte ein wenig mißtrauisch und verlangte dann "eine Verantwortliche" zu sprechen. Esperanza hat ihn ins Haus gebeten Celia meinte flüsternd: "Der Richter. Der hat sich hier noch nie hineingetraut." Na, ja - was passiert ist, war folgendes:
Gestern abend, der Richter hatte sich schon schlafen gelegt, klopfte es an seiner Tür. Eine Frau aus dem Ort stand davor. Blutüberströmt, das Gesicht zerschlagen, er hatte sie erst gar nicht erkannt. Sie wolle ihren Mann denunzieren, er solle die Polizei verständigen, ihr Mann habe sie zusammengeschlagen. Der Tatbestand war wohl, daß der Mann in der Kantine mit seinen Kumpels trinken war. Das wenige Geld versoffen, was er verdient hatte. Seine Frau hat daraufhin eins der Kinder in die Kantine geschickt, um ihn zu bitten, ihr Geld zu geben, um Essen zu kaufen. Das Kind kam ohne Geld wieder. Daraufhin ist sie selbst gegangen. Die Männer in der Kantine haben sich daraufhin über diesen Ehemann lustig gemacht, "Guck mal, wie seine Frau ihn rumkommandiert, und er läßt sich das auch noch gefallen". Er konnte das nicht auf sich sitzen lassen und hat sie dann auf offener Straße verprügelt. Alle seine Freunde standen dabei, keiner hat eingegriffen, als er dabei war, seine "Ehre" zu retten. Der Richter hat dann am nächsten Morgen (!) die Polizei geschickt, da war der Mann schon über alle Berge. "Ihr solltet da auch was tun", meinte der Richter. "Werden wir auch", meinte Celia und Esperanza, aber er solle gefälligst seine Pflicht tun, ob er Fotos von der Frau genommen hätte. Nein, hätte er nicht: "Ich bitte Sie, mitten in der Nacht". Petrona, eine Frau aus dem Frauenhaus ist dann mit der Kamera zu der Frau, die sich in der Nacht noch von dem Arzt im Centro de Salud zusammenflicken hat lassen, und hat sie dann noch zum Richter begleitet, um die Denunzierung offiziell zu machen und zu unterschreiben. Die Frau habe ich gesehen. Sie lief mit einem Handtuch über dem Kopf herum, weil sie sich geschämt hat für ihr blaugeschlagenes Gesicht und ihre gebrochene Nase.

Dann kamen die Patientinnen. Sie kamen an in ihren Stiefeln und Radsporen, die klirrten bei jedem Schritt, legten den Sombrero und die Sporen ab, schälten sich aus ihren Jeans, die sie unter ihrem Kleidchen trugen und verwandelten sich in Damen, die dann über ihre Probleme klagten. Viele hatten keine Consulta nötig, viele hätten durchaus Consulta bei Esperanza machen können, aber mein Titel reizte sie und die Neugier auf diese exotische doctora. Viele erzählten auch einfach aus ihrem Leben, von den vielen Geburten, den lebenden und toten Kindern und den Männern, die in ihrer Zuneigung schwanken wie die Rinderpreise und der Wind. Diese Frauen aus den Bergen haben einen anderen Wortschatz. Was Schmerz betrifft - alles ist dolor. Ob es ein spitzer, scharfer, stumpfer, konstanter oder immer wiederkehrender Schmerz ist, wird durch die Mimik und Gestik erläutert. "Dolorciiiito" mit Zusammenkneifen der Augen meist was Stechendes, "Dolooor" mit zusammengezogenen Brauen eher was Dumpfes. Meist tat es vom Kopf bis zu der Zehe weh, einige hatten Malaria. Fast alle Frauen, die über sechs Kinder zur Welt gebracht hatten, hatten auch Probleme mit Gebärmuttersenkung. Viele wollten einfach nur ein Schwätzchen halten, denn die Tatsache, daß es eine Ärztin gab, die einzig und allein für Frauen da war, war anscheinend was völlig Neues und Faszinierendes in einer Welt, die sonst nur aus Geburt, Arbeit und Tod besteht.

Ich brauchte Esperanza, weil die Frauen oft ganz komisch über ihre Krankheiten geredet haben. Vereistes Blut, böser Blick, verhext waren einige der Sachen, die sie geschildert haben. Esperanza hat mir alles geduldig übersetzt. Vereistes Blut ist niedriger Blutdruck, böser Blick kann Epilepsie sein, oder Kopfweh. Verhext sei meistens Sterilität. Wir haben jeder Frau einen Abstrich gemacht. Noch hat das Frauenhaus Beziehungen zu einem Pathologen im Berta Calderon, der ihnen die Abstriche umsonst macht. Die Frauen müssen nichts zahlen.
Manchmal hatte ich den Verdacht, die Frauen schilderten auch die Symptome von Verwandten und Nachbarinnen, die dann evtl. gleich mitbehandelt werden könnten.

Ich habe mit Esperanza zusammen die Frauen behandelt, und alles zu dem Takt von dreizehn Schreibmaschinen, auf denen im Nebenzimmer die Mädchen des Kurses für Mecanografia stundenlang ausdauernd übten. Sie träumen von einer steilen Karriere als Sekretärin, von einem reichen Boß, der sich in sie verliebt, wie es in den Telenovelas doch immer wieder beschrieben wird. Vielleicht eine Anstellung bei einer der inzwischen 44 politischen Parteien.
Eine Frau kam an, zwei Tage zu Fuß mit hundert ”Cordoba” (20 DM) in der Hand. Sie hat gedacht, ich könne auch eine Sterilisation machen. Konnte ich nicht, sie war ganz enttäuscht. Fünf Kinder hätte sie, 25 Jahre ist sie alt. Jetzt wäre sie schon zum zweitenmal umsonst ge-

kommen. Jetzt ginge sie nicht mehr in die Berge zurück. Wenn sie jetzt ihre Steri nicht kriegen könnte, dann gibt sie das Geld, das sie so lange gespart hat aus und ist nächstes Jahr wieder schwanger. "Schwesterchen, hilf mir", sagte sie zu Esperanza. Und Esperanza hat alles organisiert, den Transport nach Matagalpa, eine Unterkunft, ein bißchen Geld gesammelt. Und die Frau ist noch am gleichen Tag los nach Matagalpa. "Was es die Frau kostet, das Geld festzuhalten und nicht auszugeben", meinte Celia. "Das ist ein Vermögen Für die Frauen, wenn es auch der billigste Tarif für eine Steri überhaupt ist". Eine andere Frau sagte (schwanger, 4 Monate), sie hätte keine Lust mehr, mit ihrem Mann zu schlafen. Er wäre sehr zornig darüber. Nach näherem Nachfragen erzählte sie dann auch, daß er eine andere Frau hätte und sie auch damit öffentlich demütigen würde. "Ich hätte in dem Fall auch keine Lust mehr" sagte ich ihr, und daß sie sich wehren sollte. "Hab ich auch" meinte sie. "Ich habe mein größtes Küchenmesser genommen und die andere Frau bedroht. Aber sie hat mich ausgelacht". Ich habe die Frau Esperanza überlassen - die kann das besser.

Zwischen all den Krankheitsschilderungen kommen dann so nebenbei Tragödien ans Tageslicht, die wie eine Nebensächlichkeit erzählt werden. Eine Frau hatte sechs Kinder geboren. Drei Totgeburten waren dabei. Zwei weitere sind gestorben. "Warum denn?", habe ich gefragt. Der eine an Masern, der andere ist in eine elektrische Leitung gefallen. "Gab's denn keine Impfung?", habe ich gefragt. "Ach, das war 1990, Regierungswechsel, da haben sie uns hier vergessen mit ihren Impfkampagnen". Celia erzählte, daß in diesem Jahr aus jedem Haus Tag und Nacht das Klopfen der Hämmer zu hören war. Alle Familien mußten Särge machen für ihre Kinder. In aller Eile zurechtgezimmert, die Bretter seien ihnen ausgegangen.

In der Pause bin ich vor dem Haus gesessen und habe auf die Straße geguckt. Die Männer beobachtet, die auf ihren Pferden vorbeigeritten sind. Als sie merkten, daß ich geguckt habe, fingen sie an, ihren Pferden die Sporen zu geben, die Tiere sind gestiegen und wurden dann an der Kandare zurückgerissen. In all dem Treiben ist ein Gockel inmitten von scharrenden Hennen herumstolziert und hat gekräht. Überhaupt kein Unterschied.

Dann kam eine Mutter mit ihrer 12-jährigen schwangeren Tochter in die Klinik. Das Problem war nicht in erster Linie die Schwangerschaft, sondern daß der Typ, der sie geschwängert hatte, nun überall herumerzählt, die Kleine hätte beim ersten Verkehr nicht geblutet, sei daher keine Jungfrau gewesen und er würde sie daher weder heiraten, noch die Verantwortung für irgendwelche Konsequenzen (= Kinder) auf sich nehmen. Die Mutter wollte von mir ein medizinisches Gutachten, daß ihre Tochter sehr wohl Jungfrau gewesen war - damals. Ich sagte ihr, ich würde so ein Ding schreiben, wenn der Junge mir zuerst beweisen würde, daß er auch "Jungfrau" gewesen war, und ob sie ihrer Tochter nicht mehr glaube als seinem Gerede. Da blickte sie mich an mit dem etwas resignierten Mitleid in ihren Augen für diese blöden Ausländerinnen.

Ich fragte die Kleine (die in der Zwischenzeit auch noch mit einem anderen geschlafen hatte - weil sie jetzt auf dieses neue "Spiel der Erwachsenen" gekommen war), ob sie den Unterschied zwischen einer Hure und einer ehrbaren Frau kenne. Sie sagte, eine Hure sei eine Frau, die sich mit mehreren Männern einlasse, eine ehrbare Frau "täte es" nur mit einem. Daraufhin sagte ich ihr, ich hätte in meinem Leben mehrere Liebhaber gehabt. Ob ich in ihren Augen eine Hure sei. "Nein", meinte sie. "Und warum nicht?" "Weil du eine Weiße bist."
Auch rührende Geschichten bekommt man zu hören in der Klinik. So kam eine 38-jährige Frau, die sich behandeln lassen wollte, weil sie nach drei Kindern nicht wieder schwanger wurde. Sie hatte allerdings auch noch einen schweren Herzfehler.

Ich war besorgt und sagte ihr, eine Schwangerschaft sei das Letzte, was ich ihr empfehlen würde, sie habe doch schon drei und solle es gut sein lassen. Eine weitere Schwangerschaft würde sie in ernste Gefahr bringen. Da rief sie ihren Mann herein, fing an zu weinen und erzählte ihre Geschichte.

Die beiden hatten sich im Alter von 15 Jahren kennengelernt und ineinander verliebt. Ihre Eltern erwischten sie, verbaten die Beziehung, der Junge war ihnen nicht gut genug, und zwangen dann die Tochter in eine Ehe mit einem sehr viel älteren und ungeliebten Mann. Sie blieb gehorsam mit diesem Mann verheiratet und gebar ihm drei Kinder. Nach 20 Jahren starb er,

und sie traf ihren Jugendfreund wieder. Er war niemals verheiratet gewesen, hatte auf sie gewartet. Nun hatten sie endlich die Möglichkeit, ihre Liebe zu leben. Sie wollte ihm nun den größten Beweis ihrer Liebe schenken - ein Kind, aber es klappte nicht. Der Mann selbst war nicht so versessen auf ein eigenes Kind, aber die Frau erklärte weinend, sie wolle lieber in Liebe sterben, als weiterzuleben, ohne versucht zu haben, ihm diesen Beweis ihrer Liebe zu schenken.

Der nächste Tag verlief wie der vorherige. Esperanza hat die Frauen behandelt, ich habe zugehört, ihr weitergeholfen, wir haben uns gut ergänzt. Die Frau kann viel. Was fehlt, ist ein bißchen Fachwissen, ab und zu ein Trick, ein wenig Selbstbewußtsein. Und dann kommt noch die absolute Titelhörigkeit der Bevölkerung dazu. Eine Frau wollte nur von mir behandelt werden. "Wissen sie, ich vertrau einfach den Amerikanerinnen mehr als den Nicaraguanerinnen". Ich sagte ihr, daß ich Deutsche sei. "Noch besser", meinte sie. Ob sie wisse, wo Deutschland liegt, fragte ich. Wußte sie nicht.

Vor dem Frauenhaus spielten wie immer Kinder, meistens Mädchen. Die Älteren über sieben Jahre hatten fast immer ein Baby im Arm, auf das sie den ganzen Tag aufpassen müssen. Diese kleinen Mädchen sind bereits verantwortungsvolle Muttis, sie sitzen mit den Säuglingen auf der Schwelle, schaukeln sie auf ihren Armen, während die männliche Jugend mit Baseballschlägern an ihnen vorbeizieht, um auf einem Platz vor dem Ort für das Nächste Campionato zu üben.

Während wir vor dem Frauenhaus saßen, kamen drei Polizisten vorbei. Der eine zeigte auf das Haus und meinte zu den anderen: "Das ist dieses Haus, wo man den Frauen diese Flausen in den Kopf setzt, es sei eine Sünde, eine Frau zu schlagen." Die anderen beiden lachten sich tot und Celia stand auf, um sie zu fragen, was so komisch sei. Kaum sahen sie Celia auf sich zukommen, gaben sie Fersengeld und flitzten davon.

Nachmittags saß ich auf der Schwelle des Frauenzentrums und habe mit den Kindern gespielt. Gloria, die vierjährige Adoptivtochter von Esperanza hat von ihrer Adoption erzählt. "Diese Frau", sie nennt ihre leibliche Mutter seitdem nur noch so, hätte sie vor einem Jahr Esperanza geschenkt. Esperanza wollte erst nicht, sie hat schon ein Sammelsurium von Adoptivkindern um sich herum. Schließlich, weil "diese Frau" nicht locker ließ, ist sie mit ihr und dem Mädchen zum Richter, um es amtlich zu machen. "Der Richter", meinte Gloria, "hat zu dieser Frau gesagt - hören sie, Kinder verschenkt man nicht, Kinder liebt und hütet man. Hunde verschenkt man. Aber diese Frau hat mich verschenkt, wie einen Hund." Jetzt allerdings nennt Gloria Esperanza "Mama" und ist Beschützerin aller Hunde im Ort geworden.

Nach der Arbeit sind wir jeden Tag an den Fluß hinuntergegangen. Wenn man am Ufer steht und den Sonnenuntergang abwartet, dann scheint Bocana de Paiwas der friedlichste Ort der Welt. Die Frauen gehen meist zu Fuß, mit einer Hand schürzen sie ihr Kleid, im Arm haben sie ein Kind. Das Wasser steht so niedrig, daß es jetzt kein Problem mehr ist, hindurchzuwaten. Einige waschen am Fluß ihre Wäsche, andere sich selbst, die Kinder planschen begeistert - die reinste Idylle.

Der Samstag fing schon mal gut an. Eine Frau aus den Bergen, ein zweijähriges Mädchen im Arm kam auf uns zu, als wir gerade ins Frauenhaus gehen wollten. Sie sei mit ihrer Tochter aus den Bergen gekommen. Lange gewandert seien sie. Ihre Tochter läge jetzt in den Wehen, sie wolle im Frauenhaus entbinden bei der "doctora alemana". Sie könne aber nicht mehr laufen. Celia hat sofort zwei Männer mit einer Hängematte in das Haus geschickt, um die Frau zu holen. Dann sind wir zusammen ins Centro de Salud, wo der Arzt und der Krankenpfleger waren und haben gefragt, ob die Frau im Centro entbinden könnte, im Frauenhaus gibt es kein steriles Zeug. Der Arzt war einverstanden. Sie haben einen winzigen Kreissaal und ein paar Medikamente da. Er war richtig glücklich, weil nur 2 Frauen im Monat bei ihm entbinden von monatlich durchschnittlich 35, die ihre Kinder kriegen. Die Frauen kamen an und meinten gleich, bei einem Mann wollten sie aber nicht entbinden. Der Arzt war einverstanden, daß ich die Geburt mache und hat sein Centro zur Verfügung gestellt. Das war seinerseits eine ziemliche Leistung, diese Zurückhaltung. Und gleichzeitig die ideale Gelegenheit, Freundschaft zu schließen und eine künftige intensivere Zusammenarbeit zu planen.

Das Mädchen in den Wehen war knapp 15, hatte einmal eine Schwangerschaftskontrolle gemacht und nur eine Karte, auf der das Wort "Hochrisikoschwangerschaft" unterstrichen war. Sie war klein mit einem Riesenbauch und mir ist das Herz in die Hose gesackt bei dem Gedanken, daß das nächste Krankenhaus vier Stunden mit dem Jeep entfernt war. Dann war sie auch extrem schwierig. Nix wollte sie, nicht untersucht werden, sich nicht ausziehen, nicht aufs Bett. Die Mutter immer dabei mit dem zweijährigen Kind auf dem Arm und rumgezetert. "Neun Kinder habe ich geboren. Aber solche Extravaganzen, wie Centro de salud habe ich mir nie geleistet." Das Mädchen hat kein Wort gesagt. Die Geburt zog sich über Stunden hin. Es ging nichts weiter, alle waren erschöpft. Als ich erfahren habe, daß sie seit drei Tagen nichts gegessen hatte, habe ich ihr erst mal mit Hilfe des Arztes eine Zuckerlösung angehängt. Der Tropf war ihr ein Horror. "Meine Tochter stirbt, meine Tochter stirbt, sie hat schon einen Tropf", zeterte die Alte. Und "ich habe dir ja immer gesagt, krieg das Kind Zuhause und stirb in Würde, aber auf mich hört sie ja nicht". Dann habe ich auch noch ein Wehenmittel spritzen müssen. Es war zum Verzweifeln, nach Matagalpa hätte ich nicht mehr können. Endlich hat das Mädchen zu pressen angefangen. "Im Bett geht das nicht", sagte die Mutter. Ich völlig entnervt: "Und wo dann bitte schön?". Da hat die Mutter das Mädchen aus dem Bett runtergezerrt und in die Knie gezwungen. "Nun Tochter, sei kein Feigling". Ich hatte noch eine Frau aus dem Frauenhaus dabei, die geholfen hat, und das Mädchen hat ihr Kind auf den Knien bekommen. So schnell hatte ich gar nicht die Handschuhe an.

Ein dickes Mädchen wurde auf dem Fußboden geboren. Neun Pfund schwer. Und hat gelebt und geatmet und geschrien. Das Abnabeln war dann leicht und ich so selig, wie schon lange nicht mehr.

Die Alte hat dann das lange Haar ihrer frisch entbundenen Tochter gepackt, zusammengedreht und ihr in den Mund gestopft. Was das denn solle, fragte ich. "Nun wirst Du ein Geheimnis aus den Bergen kennenlernen", lächelte sie. Und durch das Würgen der Tochter und das unwillkürliche Pressen dabei kam die Nachgeburt ohne Probleme. Ob das die Haare oder das Oxytocin war, daß ich gespritzt hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls gabs keine Blutung, alles in Ordnung, ich habe den Arzt gerufen, der sich um das Kind gekümmert hat, während ich die Mutter untersucht habe. Jetzt Gott sei Dank wieder auf dem Bett. Sie war aufgerissen und wollte sich partout nicht nähen lassen. Die Alte war auch ganz empört. "Lassen sie sie so", meinte sie. Und ich habe ewig gebraucht, vier Stiche zu machen. Mit Lokalanästhesie, es war echt nicht schlimm. Aber die frischgebackene Mutter hat sich gewehrt gegen diesen "neumodischen Kram" und mir fast ihren Fuß ins Gesicht getreten. Der noch dazu unheimlich dreckig war. Na ja, ich hab auch keine Dankbarkeit erwartet, ich war viel zu glücklich, um mich darüber aufzuregen. Wie sie denn heißen solle, habe ich gefragt. "Weiß nicht", meinte die Mutter, "ich werde sie Namenlos nennen". Ob die Mutter denn ihr erstes Kind auch mit 14 gekriegt hätte. Das wüßte sie nicht. Sie weiß nicht, wie alt sie ist.

Celia hat dann noch Kinderkleidung angeschleppt, die die Frauen zusammengesammelt hatten. Das meiste kam aber aus Celias Kleiderschrank. Die beiden hatten nichts dabei. Die Frauen aus dem Frauenhaus sind wirklich unglaublich im gegenseitigen Helfen, das war beeindruckend.
Manchmal sitze ich hier in Masaya in meinem Patio unter der Bananenpalme und denke über den Sinn des Lebens und meinen Platz in dieser Welt nach.
Recordar, erinnern, kommt aus dem Lateinischen re-cordare - durch das Herz ziehen lassen. Ich lasse also all die Bilder durch mein Herz ziehen und versuche, irgendwo einen roten Faden zu entdecken.

Die Frauen hier sagen mir immer - es sei müßig, über morgen nachzudenken. Morgen kann ein Vulkan ausbrechen, ein Hurrikan kommen, eine Epidemie, der Krieg beginnen, der Tod oder die Liebe können zuschlagen - was hat es für einen Sinn, Pläne zu machen? Wie überaus biblisch - der heutige Tag hat Mühe genug.

Und dann fällt mir das kleine namenlose Mädchen aus den Bergen ein und Gloria, Esperanzas Adoptivtochter, oder die Vollmondnacht, in der Celia Gedichte vorgelesen hat und ich bin plötzlich ganz glücklich und denke mir, es hat doch alles einen Sinn.

Eine Woche Bereitschaftsdienst in Tansania

Helmut Jäger

Seit drei Monaten "porini kabisa" (mitten im Busch). Tansania - Touristen eilen in die Serengeti. Hierher kommen sie nie. Außer hügeliger Landschaft und freundlichen Menschen gibt es nichts zu sehen. Kleine Mais- und Kasawafelder zwischen riesigen Baobab-bäumen und verwilderten Buschwäldern. Eingestreut eine Ansammlung strohgedeckter Lehmhäuser umgeben von Cashewnuß-, Mango- und Papayabäumen. Um die verstreuten Hütten sauber gefegte, sandige Höfe, auf denen Frauen hockend kochen. Andere stampfen Hirse. Nackte Kleinkinder krabbeln zwischen Hühner und hindern dürre Hunde am Mittagsschlaf.

Die Regenzeit bleibt hier selten aus. Wenn das Vorratssystem funktionieren würde, dürfte eigentlich niemand hungern. Tansanische Ärzte wollen hier trotzdem nicht abgemalt sein. Es bleibt ihnen zu wenig zum Leben. Das Gehalt reicht gerade für den Sprit für's Moped, das Radio und die Schuluniform der Kleinen. Für die Nahrungsmittelversorgung von Staatsangestellten ist die bäuerliche Großfamilien zuständig, und die ist bei Ärzten im Busch meist tausende von Kilometern weit weg.

In dieser Not akzeptiert man unerfahrene Mediziner aus dem Norden auf der Suche nach Abenteuer und sich selbst. Zwei Jahre Geburtshilfe und Chirurgie in Deutschland sind nicht viel, fast nichts, von der Sprach- und Kulturunkenntnis ganz zu schweigen.

Samstag:

Bin ziemlich müde und ausgelaugt vom Operieren. Abszeßspaltungen, Fehlgeburten, Leistenbrüche. Pindi's üppiges Abendessen mit "Ugali" (Polenta), scharfen Bohnen und dem Bein einer meiner Hühner liegt mir schwer im Magen. Er wird als betagter Koch ehrfürchtig "Papa" genannt, zumal er in jungen Jahren sogar in der Hauptstadt gearbeitet haben soll.
Brot für's Frühstück knete ich selbst mit Hefe aus mütterlichen Care-Paketen. Diesmal ist es auf dem Holzkohlenofen angebrannt und hat deshalb ein wenig Geschmack. Habe gerade noch mit Kasongo, einem Hilfspfleger, fünfzig Liter Wasser geholt. Morgen fahre ich zur Handelsorganisation, wo es wieder Mehl geben soll.

Mein Leben bekommt einen Rhythmus. Die Umgebung wird vertraut. Die Leute gewöhnen sich an die einzige weiße Nase weit und breit. Auf der letzten Nachbarschaftsversammlung wurde beschlossen, mir ein großes Feld zu überlassen, damit ich Mais und Gemüse für mich selbst anbauen kann.

Sonntag:

Wieder ein Dienstwochenende, das mich an den Ort fesselt. Ich warte vergeblich auf irgendjemanden, der reinschaut. An dem flachen, wellblechgedeckten Haus führt ein Trampelpfad zum Krankenhaus vorbei. Vorbeiziehende Mütter, die mit bunten Tüchern ihre Krabbelkinder auf den Rücken geschnallt haben, winken mir zu. Ich schaue fasziniert ihren sanften, gleitenden Bewegungen hinterher. Eine ausgesprochen hübsche Frau balanciert ohne erkennbare Anstrengung einen Tonkrug auf dem Kopf. Sie kommt etwas aus dem Rhythmus, als ich sie anlache. Es schwappen ein paar Tropfen Wasser auf ihre Schulter. Sie lächelt zurück und geht weiter.

Alte Männer, die sich endlos begrüßen, schauen herüber und nicken anerkennend, als sie sehen, daß ich versuche, Papayasetzlinge zu pflanzen. Mit unglaublichen Gekichere rennen kleine Quälgeister um mich herum, weil so ein Weißer doch ziemlich aufregend zu sein scheint.
Wir haben heute unseren Chef verabschiedet. Jetzt sind wir nur noch zwei Ärzte in einem Distrikt mit etwa hunderttausend Einwohnern. Beide gleich unerfahren.

Nichts los, viel gelesen, an einer Schachaufgabe gebastelt. War im “Club” tanzen, wo indische Händler, Soldaten und andere, die ein paar Kröten haben, mit Frauen flirten, die vielleicht zu haben sind. Mich hat niemand vom Hocker gerissen, obwohl ich schon ziemlich lange alleine schlafe. Bin aber wohlig müde. Die Leichtigkeit erotischer Hüftbewegungen, warmes Bier, der übersteuerte Discosound und fröhliches Witzeln über Refrain des Schlagers “Nakufa, je?” (“Sterbe ich?”) klingen angenehm in mir nach.

Montag:

Medikamenten - Beschaffungstour mit dem baufälligen Izuzu. Hitze, Staub, Dreckpiste mit Wellblechrillen. Abgesehen von den unermüdlichen Witzen von Matatizo dem Fahrer nichts Bemerkenswertes.

Es scheint niemanden zu nerven, mir jedesmal die Pointen umständlich erklären zu müssen, bis ich, wie in der Geschichte über einen unpopulären Politiker, die Zweideutigkeit “amelala Nambwa” (“Er schlief im Dorf Nambwa”) und “amelala nambwa” (“Er schlief mit einem Hund”) endlich begriffen habe.

Der staatliche Medikamentenstore hat fast nur leere Regale zu bieten. Missionsstationen abgeklappert und ein paar Mullbinden, Ärztemuster, Reis und Fleisch ergattert. Kommen müde, verschwitzt, eingesaut und zerschlagen gerade rechtzeitig zur rasant hereinbrechenden Dunkelheit an. Papa Pindi, nett wie er ist, hat gewartet, um mir Ugali und Bohnen aufzuwärmen. Ich trotte vorm "Duschen" mit dem Wassereimer noch mal rüber ins Hospital um besser schlafen zu können.

Es sind nur ein paar hundert Meter zu den weit auseinanderstehenden Bungalows, die durch wellblechüberdachte Gänge miteinander verbunden sind. An der Tür der offenen Krankensäale, in denen dreißig tuberkulöse Männer auf Bettgestellen teils mit, teils ohne Matratzen dösen, hocken zwei “Bao”-Profis im Schein von Ölfunzeln auf Strohmatten bei einem abgegriffenen Holzstück mit zweiunddreißig Mulden. Doppelt so viele Kugeln klackern in faszinierender Geschwindigkeit über das Brett. Eine Gruppe von Mitpatienten kommentiert sachverständig und feuert an. Einer hat seine Infusionsflasche mitgebracht, ein anderer streckt sein nicht mehr ganz sauberes, eingegipstes Bein weit von sich, ein Dritter muß sich nach einem heftigen Hustenanfall weiter ab im Dunkeln erleichtern. An der offenen, aber überdachten Kochstelle bruzzeln alte Frauen etwas über einem flackernden Feuer für ihre kranken Verwandten und schwätzen lachend über irgendetwas Lustiges. Am Himmel türmen sich seit Tagen schwarze Wattegebilde, die den Mond am Ausleuchten hindern und mich blind über ein vergessenes Bündel mit Kochgeschirr stolpern lassen. Der erlösende Regen ist abzusehen und wird den roten Staub zwischen den Häusern bald in zähen Morast verwandeln.

"Wie schön, daß du endlich da bist!", flötet unheilschwanger unsere füllige Hebamme mit den Antennenhaaren: "Da liegt unser Notfall und wartet auf Dich." Ein etwa 18-jähriges, abgemagertes Mädchen mit Wehen seit drei Tagen. Viel zu klein für dieses riesige Kind im Bauch, Schräglage, keine Kraft mehr, anämisch, fertig. Niemand ist eingefallen, das OP-Team zu alarmieren oder Blut zu beschaffen. Die halbe Großfamilie scheint mitgekommen zu sein und ist sicherlich über das Eintreffen des weißen Doktors erleichtert. Natürlich sind sie mit einer Operation einverstanden.

Jod ist noch da, Äther ist aus. Bleiben noch wenige Kisten Lokalanästhesie. Der OP - Tisch hat noch Flecken von der letzten Abszeßeröffnung, die auch beim Putzen nicht weggehen, wie mir Mtumba, der Pfleger versichert. Die grünen OP - tücher riechen fade und muffig, es trocknet halt nichts bei der feuchten Hitze. Beim Öffnen der Bauchdecke fließt mir ebensogrüne Brühe entgegen, die Gebärmutter ist angerissen, das Kind völlig verklemmt und läßt sich nur mit Mühen schlaff und blau herauszerren. Ich versuch erstmal dieses Würmchen zum Leben zu bringen und schaffe es schließlich, ihm ein leichtes Wimmern zu entlocken.
Der Anästhesiepfleger stellt lakonisch fest, der Blutdruck bei der Frau falle ab, den Puls könne er aber nicht finden, bluten würde sie aber nicht besonders. Bevor er eine neue Infusion anhängt, hört ihre Atmung auf. Ich stürze hin, Mund-zu-Mund-Beatmung, Herzmassage, während vergeblich der Tubus zum Intubieren gesucht wird. Zu spät, tot. Ich suche trotzdem weiter

nach Herztönen und hoffe, in die starren Augen würde doch noch etwas Leben zurückkommen. Das Lallen des inzwischen rosigen Menschlein reißt mich von dem starren Körper über den der OP-Pfleger bereits ein grau-braunes Tuch zieht. Immerhin das Kind lebt.
Die inzwischen hinzugekommene Nachtschwester meint jedoch lakonisch, es habe ohne Mutter(-milch) sowieso keine Chance. Die Mutter des Mädchens schreit, die Verwandten tuscheln, ein alter Mann schaut mich verachtend an. Ich schiebe mich durch die Menge und wanke nach Hause.

Unter dem Moskitonetz finde ich keine bequeme Lage, höre auf das Surren der Moskitos und starre in die Dunkelheit. Durch die offenen Fenster habe ich die Umrisse des Krankenhauses gut im Blick und sehe nach ein paar Minuten, oder Stunden (?), die Taschenlampe auf mich zuflackern. "Daktari! Sorry , da ist ein kleines Problem in der Chirurgie". Eingeklemmter Leistenbruch. Die vom OP sind leider alle weg. Bis der Nachtwächter und unser Fahrer sie zusammengetrommelt haben, vergehen wieder zwei Stunden, in denen ich mich über Kopfhörer mit Jazz zudröhne, schließlich operiere, und irgendwann traumlos wegpenne.

Dienstag:

Onya holt mich erbarmungslos um sechs Uhr zum Laufen ab. Um den Fußballplatz, vorbei an den um diese Uhrzeit noch verrammelten Inder - Läden, den Bruchbuden - Hotel und der Cashew-nußfabrik. Zurück durch die Maisfelder. Ein paar Bäuerinnen schauen uns nach, als seien wir bescheuert. Papa Pindi hat Frühstück gemacht. Nach einem guten Eimer Wasser fühle ich mich ziemlich fit.

In der Maternity warten sie wieder auf mich. Die nächste Kaiserschnittkandidatin, Querlage, Geburtsstillstand seit zwei Tagen. Diesmal probiere ich's in Spinalanästhesie und bin in Schweiß gebadet, als gerade dann der Strom für die OP - Lampe ausfällt, als ich die Nadel zum Rückenmarkskanal vorschieben will. Immerhin sind die regelmäßigen Stromausfälle tagsüber leichter zu ertragen als nachts, wenn die Taschenlampe langsam immer dunkler wird.
Die Frau sitzt für die Prozedur mit gleichmütiger Geduld. Ein unfaßbarer Kraftaufwand bei der extremen Blutarmut und der seit einigen Tagen andauernden Geburt.

Wie ein Wunder geht diesmal alles glatt. Auch bei der anschließenden Frau, der ein Wunderheiler zu Hause mit einem Küchenmesser den Beckenknorpel über der Harnröhre durchtrennt hatte, um ein Kind (lebend!) herauszubekommen. Es sieht so aus, als würde sie überleben. Anschließend Visite. Die Pfleger und Schwestern haben selbstsicher alles im Griff. Die meisten Patienten schaffen es trotz (?) der mehr oder weniger regelmäßig verteilten und oft zu hoch oder zu niedrig dosierten Medikamente gesund zu werden.

Im Gefängnis nachmittags sieht es dagegen wie üblich übel aus. Das Wasser ist eine Dreckbrühe. Abgemessen ist es nur für den Trinkbedarf. 45 Leute schlafen zusammengepfercht in einer Zelle auf dem Steinfußboden, einmal am Tag gibt es einen kalorienarmen und vitaminlosen Fraß ohne Protein und Fett. Alle vierhundert Insassen sind krank, unterernährt, aber die Gefängnisleitung hält sie offensichtlich für arbeitsfähig. Die Wärter sind nicht unmenschlich, aber schlecht bezahlt. Woher sollte ihr Engagement für die eingelochten armen Hunde kommen.

Vierzig von ihnen kann ich untersuchen, weil Magersucht, Tuberkulose, Immunschwäche, Hautkrankheiten, Abszesse und andere Infektionen am gefährlichsten aussahen. Ich muß mit dem Bürgermeister reden. Solange nicht wieder die Hirnhautentzündung vom Knast ausgeht, werde ich wohl wenig bewirken.

Ich treffe ihn wenig später an der Landepiste, um unseren Parlamentsabgeordneten zu begrüßen. Eigentlich will ich nicht hin, sehe aber auf dem Rückweg vom Markt, wo es geräuchertes Elefantenfleisch gab, die “Fokker Friendship” landen und bin neugierig, ob mein Elektroherd dabei ist. Der nützt mir zwar zur Zeit nichts, da meine Stromleitung keinen Saft hat, aber man weiß ja nie, wann sich das mal ändert.

Der Abgeordnete wird natürlich gleich dem einzigen “Mzungu” im Kaff vorgestellt. “Mzungu” kommt von dem Verb “kuzunguka” (“herumirren”) und kennzeichnet für die hier Lebenden den wesentlichen Charakterzug unserer Rasse.

Voll im Wahlkampffieber verspricht der Abgeordnete bereits an der Landepiste ungefragt alle Probleme des Distriktes lösen zu wollen und lädt mich für demnächst zum Kaffeeplausch, um etwaige "kleine Schwierigkeiten" im Gesundheitsbereich zu besprechen.
Auf der Fahrt ins Städtchen ist schon die Auswirkung seiner Ankunft sichtbar: In dem Viertel, in dem sein Haus steht, wird der Strom angeschaltet. Vielleicht wird es bis zu seinem Abflug sogar Wasser, Reis und Bier geben.

Grundwasser gibt es außerhalb der Wasserleitung in Hülle und Fülle. Alles grünt während der Regenzeit. Im Umkreis finden sich zahlreiche Wasserlöcher mit Würmern und anderen Bewohnern, an denen die Frauen beim gemeinsamen Schwatz die Wäsche waschen, die Kleinen baden und anschließend Trinkwasser auf dem Kopf nach Hause balancieren. Wenn kein Diesel verfügbar ist, laufen die Grundwasserpumpen nicht, und die verseuchten Löcher bleiben die einzige Wasserquelle. Wenn die Pumpen nicht laufen können, werden sie nicht gewartet, und wenn der Diesel dann eintrifft, funktionieren sie wiederum nicht, weil sie inzwischen verrostet sind.

Mittwoch:

Nichts besonderes.
Krankenhaus - Routine. Auf meine gereizte Frage, warum man im OP nicht aufräumen könne, wenn nicht viel zu tun sei, antwortet die Schwester verständnisvoll, Europäer hätten öfter Schwierigkeiten mit dem hiesigen Klima und Tee mit Zucker sei sehr hilfreich bei depressiven Gemütsschwankungen.

Ich werde bei dem phantastischen Kochkünsten von Pindi noch fett werden, zumal ich offensichtlich aus Frust mehr esse als üblich.

Donnerstag:

Tagsüber alles ruhig. Gutes Abendessen bei Dodoma - Wein und Petroleumfunzel. Diskussion mit Onya über Liebe und Erotik in Afrika und Europa.

Wieder die flackernde Taschenlampe. Diesmal war es ein fünfzigjähriger Mann, ziemlich abgearbeitet und ausgemergelt. Er wird von seiner Großfamilie angeschleppt. Heftigste Bauchschmerzen, Atmung und Puls schnell und Blutdruck flach. Der Schmerz kommt von der rechten Niere und zieht in den Oberschenkel. Leistenhernien hat er auch, aber die sind frei, ohne eingeklemmte Darmschlingen.

Labor und Röntgen sind nachts nicht möglich. Ich denke mir, es wird wohl ein Darmstillstand oder ein Muskelabszeß sein, nicht selten bei allgemeiner Abwehrschwäche. Ich alarmiere den OP und den Dieselgenerator, der tatsächlich ratternd startet. Zur Narkose nehme ich diesmal ein Kurznarkosemittel als Infusion, da ich das ohne Anästhesiepfleger, der nicht auffindbar ist, selber steuern kann.

Der Darm ist gestaut, aber ein Verschluß ist nicht erkennbar. Keine Entzündung. Ich taste von innen und außen den Rückenmuskel ab, der sich verdickt anfühlt. Inzision, aber ein Muskelabszess ist es auch nicht. Ich taste den Darm ab, nichts. Blinddarm jungfräulich. Mit dem ganzen Arm komme ich an den Magen, nichts. Dann die Leber und schließlich hab ich's. Eine apfelsinengroße Steingallenblase, die sich mehrfach um sich selbst gedreht hat. Ich schneide den Bauch bis zum Brustbein auf und komme trotzdem nicht gut dran. Da fällt der Strom aus. Später stellt sich heraus, das der Fahrer etwas Diesel aus dem Generatorschuppen abzweigen mußte, sonst wäre der Izuzu nicht mehr gerollt.

Es dauert etwas bis der OP-Pfleger die Kerosinlampe anschmeißt, und ich habe Zeit in der absoluten Finsternis die Gallenblase zurückzudrehen. Trotz zusätzlicher Taschenlampe, klemme ich relativ blind den Gallenblasenausgang ab, hole das Ding raus, bete, daß ich den Gallengang zwischen Leber und Darm heil gelassen habe, und versuche den Bauch zu nähen, was sich bei der oberflächlichen Narkose und dem sich wehrenden Patienten als ziemlich schwierig erweist.

Freitag:

Glück gehabt, der Mann lebt und es geht im verhältnismäßig gut.
Wunderschöner Tag. Im Garten gebuddelt und mit Onya bis in die Nacht "Bao" gespielt.

Samstag

Ich fühl mich krank und elend.
Makota, mein Kollege, hat Bereitschaftsdienst.
Um 8 Uhr gehe ich über die Geburtshilfe und sehe eine Frau, eher ein Mädchen mit Wehen seit 14 Stunden. Erste Schwangerschaft, kleines Becken, Normallage, Muttermund fast vollständig eröffnet, aber kein Kontakt zum Köpfchen. Sie sollen eine Infusion anhängen und sicherheitshalber schon mal alles für einen Kaiserschnitt wegen Mißverhältnis vorbereiten. Die Frau fühlt sich sicher und gut aufgehoben, die Verwandten werden aufgeklärt und sind mit allem einverstanden.

Um 10 Uhr komme ich wieder vorbei. Keine Veränderung. Die dürre, aber resolute Hebamme meint, das Kind käme bestimmt doch noch normal. Ich gebe ihrer Erfahrung eine Chance, außerdem hab ich viel zu tun.

14 Uhr, absolut kein Fortschritt, dafür hat die Frau immer noch keine Infusion, aber von der etwas dröseligen Kreissaalhelferin Apfelsinen gegen den Durst zu essen bekommen. Der Zustand ist noch gut. Also trotz Apfelsinen sofort Kaiserschnitt, das heißt hier in frühestens einer Stunde. Ich organisiere den OP, treffe Makota, der heute tagsüber eigentlich für den OP zuständig ist, und sage ihm, er brauche nicht zu operieren, wenn er keine Zeit habe. Er solle aber bitte das Kind annehmen und die Narkose überwachen. Kein Problem! Die Frau wird reingebracht, Mtimbuka der nur angelernte, aber zuverlässigste OP - Pfleger wird assistieren, Strom aus dem Generator scheint zu kommen, Lulambo, ein Medical Assistant (netter Kerl, lustig, aber unfähig, weil ihm jegliches Grundwissen zu fehlen scheint) wird die Narkose übernehmen. Die kindlichen Herztöne sind nicht besonders gut und ich lasse etwas spritzen, um den Blutdruck zu steigern. Der Blutdruck der Frau sei jetzt ganz OK meint Lulambo. Ich traue ihm nicht und entschließe mich zur Spinalanästhesie, da er dabei eigentlich nur den Kreislauf überwachen muß.

Die Frau wird auf die Seite gelegt und ich finde den Rückenmarkskanal schnell und problemlos an der richtigen Stelle. Dann gehe ich zum chirurgischen Waschen und wundere mich, wo mein Kollege bleibt. Ich schicke ihn holen und erfahre, er sei zu irgendeiner Sitzung im Bürgermeisteramt gefahren. Also versuche ich vom Waschbecken aus einen zusätzlichen Medical Assistant finden zu lassen, gebe alle möglichen Anweisungen, was für die Säuglingswiederbelebung vorbereitet werden soll, weil es nie automatisch klappt.

"Wie geht's denn der Frau so?" - "Alles klar!". Raus aus dem Waschraum in den grau-grünen, etwas muffig riechenden OP-Klamotten. Ich sehe die Frau auf dem Rücken liegen, was sie nicht sollte, da dann die Gebärmutter mit Kind auf die Hauptschlagader drückt. Mtimbuka reicht mir die Jodschale zum Desinfizieren und Lulambo fühlt den Puls. Ich schau die Frau an, die eigentlich wach sein müßte. Sie sagt nichts, starrt reglos an die Decke und schnappt nach Luft. "Dreht sie doch verdammt noch mal auf die Seite!" Alle starren mich an, als hätte mich der Tropenkoller gepackt. Vielleicht habe ich auch vor Schreck alles Suaheli vergessen. Ich drehe die Frau auf ihre linke Seite, schreie alle möglichen mehr oder weniger dringenden Befehle, taste nach dem Herz, was ich noch zu fühlen glaube, während Lulambo geistesabwesend versucht, das Sauerstoffbeatmungsgerät zu reparieren, und erklärt, die Sauerstoffflasche müsse wohl gegen eine neue ausgetauscht werden. Ich massiere das Herz und mache eine halbe

Stunde lang alles, was mir zu Notfallmedizin einfällt. Schließlich hört das Herz ganz auf. Zitternd gehe ich zu den Verwandten, die es nicht fassen können, schließlich sollte ihre Tochter doch von einem Weißen operiert werden, und kann der es nicht am besten? Ich stolpere in OP-Zeug nach Hause, sage Fabian, er solle abhauen, und kippe sein Essen weg.

Ich bin nicht schuld, weil Makota nicht da war, weil der Medical Assistent ein Idiot ist und es in diesem Katastrophen-OP doch gar nicht anders kommen kann. Dennoch war ich es, der das Narkoserisiko unterschätzt hat, der vergessen hat zu sagen, die Frau müsse unbedingt auf der Seite liegen bleiben und man müsse regelmäßig den Blutdruck messen. Ich hab die schlechtausgebildeten Pfleger überschätzt und die Frau in den kritischen ersten zehn Minuten nicht selbst überwacht. Ich hätte sie früher operieren sollen. Ich hätte das OP-Team besser ausbilden sollen. Ich hatte die alleinige Verantwortung. Durch mich ist sie zu Tode gekommen.

Montag:

Mir ist immer noch zum Kotzen, seit zwei Tagen irre ich herum wie ein Schlafwandler. Fahre mit dem Moped bei einem polnischen Missionar vorbei, zu dessen Welt ich keinen Bezug habe, und rede ihn voll. Er erträgt es mit Fassung und spendiert reichlich selbstgebrauten Alkohol. Ich will und kann hier nicht arbeiten. Sollen sie doch lieber ohne meine Mithilfe sterben. Ich werde abhauen.

Dienstag:

Onya hat mich zum Abendessen abgeholt. Im Hof vor seinem wellblechgedeckten Lehmhaus hocken wir mit einigen Nachbarn in der wolkenlosen, sternenklaren Nacht. Zwei qualmende Petroleumfunzeln verbreiten ein diffuses Licht ohne den Blick auf das Kreuz des Südens zu stören. Wir brechen mit den Händen kleine Brocken aus dem fußballgroßen Ugaliberg, formen daraus kleine Mulden und langen in den Bohnennapf oder die Schüssel mit der Hühnchensauce. Ein Nachbar hat frisch gezapften "Tembo" (Palmwein) mitgebracht. Jemand erzählt etwas über die kommende Ernte, die diesmal gut werden solle. So gut, daß den geplanten Initiationsfeiern für die erwachsen werdenden Kinder nichts mehr im Wege steht. Dann wieder hört man nur das Kauen, das Zirpern der Grillen, den Wind in den Palmstauden und das Hantieren des zwöfjährigen Mädchens am glimmenden offenen Herd. Ein anderer berichtet von dem Unfall vor zwei Tagen auf der Sandpiste nahe der Provinzhauptstadt, als ein mit Mais und Landarbeitern überladener Kleintransporter in Schleudern kam. Einige Tote und Verletzte, zum Glück niemand aus unserem Dorf. Man sollte die Piste künftig besser in Schuß halten und das Transportproblem in den nächsten Tagen beim Abgeordneten ansprechen. Onya fragt, ob ich bei meinem Feld Hilfe brauche. Ich hab noch nicht einmal eine Hacke. Er wird sie mir leihen. Auch die anderen wollen helfen. Modesta, Onyas Frau, strahlt als ich ihr versichere, ihr Hühnchen sei noch besser als das von Pindi. Das wäre doch klar, lächelt sie, Männer hätten dafür nicht das richtige Händchen. Ich fühle mich langsam wohlig, geborgen. Ich werde doch noch etwas bleiben. Es wird eine lange Nacht.

Aus dem Brief eines Entwicklungshelfers (1997)

"...Da wir zwei parallel unterrichten, brauchten wir 40 Stühle, und die haben wir jetzt. Aus Schrott zusammengebaut. Ich habe viele Dinge aus dem Müll geholt und etwas mit gebaut. Dann staunen die Kollegen nur. Manchmal komme ich mir wie ein Hexer vor. Die kleinsten Dinge kriegen sie nicht auf die Reihe, jedenfalls die meisten der einheimischen Kollegen. Ich hoffe nur, daß ein bißchen meiner Arbeit für längere Zeit Früchte trägt. Ich bin manchmal frustriert, mindestens 1-2 Mal die Woche. Es macht aber auch Spaß, denn die Lehrlinge wollen alles wissen. Leider haben sie am Anfang vom 3. Lehrjahr so viel Ahnung wie ein Anfänger in Deutschland. Da die Zeit knapp ist, werden sie leider nicht das alles lernen können, was ich mir vorgestellt habe, und was in der Prüfung gefordert ist.

...und ich hoffe, daß ich zumindest für die anderen Lehrjahre auf die Dauer etwas Positives tun kann. Wenn ich allerdings nicht mehr in Äthiopien sein werde, und auch kein Nachfolger kommen sollte, dann wird man vermutlich schnell wieder in die alte Leier verfallen. ...”

"...es kommt wieder ganz anders!"

Petra Schmitt

Endlich! Nach mehr als acht Monaten Provisorium ist unser Haus eingerichtet und der Kühlschrank funktioniert auch. Die vergangenen sechs Wochen, als der Kühlschrank wegen eines Transportschadens nicht funktionierte, waren schrecklich. Die Marmelade schimmelte im Glas und vieles andere war oft verdorben, so daß ich es den Hühnern fütterte oder wegschmeißen mußte. Der Speiseplan war sehr einseitig und das Kochen machte wenig Freude.
Mein Mann ist heute Morgen ins ”Field” gefahren und wird erst in fünf Tagen zurückkehren. Ich möchte in diesen Tagen viel Zeit mit den Kindern (Mirjam, 2 Jahre, und Dominikus, 7 Monate) verbringen und mich erholen.

Als erstes erledige ich die täglichen Arbeiten wie Wasser und Milch abkochen. Zum Mittagessen gibt es eine Gemüsesuppe mit Fleischresten, die ich für Dominikus im ”Blender” mixe. Nach Windelwechsel und Stillen halten die Kinder Mittagsschlaf und ich lese. Tut das gut: Beine hochlegen und Ruhe um mich herum. Nach etwa zwei Stunden wacht Mirjam auf und wir spielen. Dominikus meldet sich hungrig eine Stunde später. Nachdem er seinen Hunger an meiner Brust gestillt hat, füttere ich unsere Hasen und Hühner. Gerade als ich das Abendessen zubereiten möchte, fällt der Strom aus. So nehmen wir es bei Kerzenlicht ein, aber eine romantische Stimmung kommt dabei nicht auf. Die Kinder bringe ich anschließend ins Bett. Eine Stunde später gehe auch ich schlafen. Gleich nach dem Aufstehen am nächsten Morgen stelle ich fest, daß immer noch kein Strom da ist. Also koche ich den Tee auf dem Kerosinkocher. Um zehn Uhr ist Kindergruppe bei der belgischen Familie. Wir treffen dort eine Japanerin mit ihren zwei Töchtern und eine Holländerin mit Sohn. Alle erkundigen sich, ob ich endlich eine Frau für den Haushalt angestellt habe. Ich verneine dies mit der Begründung, daß ich zur Zeit erst noch Ruhe benötige. Kurze Zeit später erzählen sich die Belgierin und Holländerin ihren Ärger mit ihren Hausangestellten. Anscheinend können sie es nicht ertragen, daß ich ohne Hausangestellte diesen Ärger nicht habe. Außerdem tut mir die konkrete Hausarbeit und das Versorgen von Haustieren und Garten gut. Es würde mir schwer fallen, den ganzen Tag nur unseren Kindern nachzulaufen. Als wir heimkommen, ist immer noch kein Strom da. Langsam wird es nervig.

In der Arbeitsplatzbeschreibung stand: ”Elektrischer Strom ist immer verfügbar; Stromausfälle gibt es von max. 30 Minuten.” Brot, hartgekochte Eier und Tomaten essen wir zum Mittagessen. Für Dominikus mache ich einen Brei. Als der Strom am Abend immer noch nicht da ist, sinkt meine Stimmung auf den Nullpunkt. Ich bringe die Kinder ins Bett und schreibe in einem Brief an meine beste Freundin mir den ganzen Frust von der Seele.
Der nächste Tag beginnt wieder stromlos. So packe ich die Kinder nach dem Frühstück ins Auto und fahre zum Elektrizitätswerk. Dort frage ich mich durch und bekomme zu hören, daß sich bisher sich noch keiner aus unserem Stadtteil gemeldet hat. Der Mann ist sehr nett und sofort bereit, mit mir zu fahren. Auf dem Heimweg stoppt er noch die Elektromonteure, die das Netz überprüfen werden. Gut eine Stunde später beginnt der Kühlschrank zu summen und ich mache einen Luftsprung vor Freude. Mirjam lacht darüber. Der Tag ist gerettet und ich schalte gleich die Waschmaschine an.

Am folgenden Tag setze ich Brotteig an. Als ich den Backofen einschalten möchte, stelle ich fest, daß der Strom weg ist. Was soll’s! Nach dem Abendessen hat Mirjam Durchfall und ist vom Rücken bis zu den Knien voll mit Stuhlgang. Bei Kerzenlicht lasse ich Dominikus im Wohnzimmer liegen, der nach kurzer Zeit zu weinen beginnt, während ich bei Taschenlampenlicht Mirjam und anschließend ihre Kleidung wasche. Hoffentlich geht das heute Nacht gut!
Neuer Tag, neuer Anfang mit Strom. Sofort stelle ich den Herd an, um das Brot zu backen. Ich gehe einkaufen und lasse währenddessen die Kinder im Auto. Nach zehn Minuten komme ich zurück. Es sind ungefähr 30 Erwachsene und Kinder um das Auto versammelt und schauen

unsere Kinder an. An den Fenstern kleben Abdrücke ihrer fettigen Nasen und Hände. Am Abend hat Mirjam Fieber. Da es über 39°C ist, gebe ich ihr ein Fieberzäpfchen und sie schläft die Nacht durch.

Am nächsten Morgen hat Mirjam immer noch Fieber und es steigt zunehmend. Deshalb lasse ich im medizinischen Labor eine Blutuntersuchung auf Malaria und Leukozyten sowie eine Stuhlprobe machen. Nach einer Stunde bekomme ich das Ergebnis: keine Malaria, keine Parasiten im Darm, aber die Leukozyten sind über den Normbereich erhöht. Das ist ein Hinweis auf eine bakterielle Infektion. Soll ich noch zum Kinderarzt gehen oder ihr gleich ein Antibiotikum geben, was auch der Kinderarzt verordnen wird?

Wieder Zuhause klopft es an der Türe. Über mehrere Ecken werde ich informiert, daß mein Mann nicht heute, sondern morgen vom "Field" zurückkommen wird. Kurze Zeit später klopft es wieder. Es sind Leute von der ”Telecommunication” und bringen einen Telefonapparat. Es ist ein Gefühl wie Weihnachten. Der Höhepunkt ist, daß es ein neues Siemens-Telefon ist. Wir sind ab sofort mit der Welt verbunden. (Die Freischaltung ”weltweit” erfolgte erst Wochen später, wie es sich zeigte.)

Abends haben wir wieder kein Strom. Wir gehen zum Kinderarzt. Auch in der Praxis gibt es keinen Strom. Anmeldung und Wartezimmer sind ein Raum. Bei Kerzenlicht wird jedem kleinen Patienten Fieber axillar gemessen. Dann stellen sie sich auf die Waage oder sie werden darauf gesetzt. In Deutschland ist es unvorstellbar, daß ein Fieberthermometer im Wartezimmer kreist. Ich werde nach Fieber und Körpergewicht von Mirjam gefragt und da ich die Daten angeben kann, bleiben wir von der Messerei verschont. Der Kinderarzt ist ein lieber, freundlicher Mann. Er hört Mirjams Herz, Lunge und Bronchien ab und schaut ihr in die Ohren. Es gibt nichts festzustellen. Aufgrund der Laborergebnisse diagnostiziert er eine bakterielle Infektion und verordnet eine Antibiotikum. Ich schlage Amoxillin vor, was wir als Trockensirup in der Hausapotheke haben und er stimmt zu.

Mit Taschenlampenlicht suche ich den Weg zum Auto. Ein Junge bettelt mich an. Er gibt nicht auf. Als ich wegfahren möchte, sage ich ”hid”, was soviel wie ”verschwinde” bedeutet. Dann schlägt er mit dem Stock gegen das Auto und ich fahre schnellstmöglich weg. Wäre ich ein Mann, wäre ich ausgestiegen und hätte ihm gedroht. Das zeigt oft Wirkung. Wieder Zuhause mische ich den Trockensirup an und Mirjam freut sich über den Löffel voll Medizin. Ich bin frustriert, daß sie innerhalb der letzten fünf Monate das dritte Mal Antibiotikum einnimmt. Nur gut, daß ihr der Sirup schmeckt und somit die Einnahme problemlos ist.

Am nächsten Morgen ist ihr Fieber weg. Ich bin erfüllt von der Vorfreude auf das Heimkommen meines Mannes. Von Ruhe und Erholung hatte ich in den letzten Tagen nicht viel gehabt. Aber alles ist gut überstanden. Mein Mann kommt erst am Abend nach Hause und hat jede Menge Ärger im Bauch. Dieser entlädt sich an einer Kleinigkeit. Die Hochstimmung des Wiedersehens ist wie weggeblasen. Wieder einmal kam es ganz anders, als ich es mir wünschte.

Aus einem Entwickungshelferinnenbericht (1997):

”... Nach 6-monatiger Wartezeit konnte ich Mitte Dezember endlich in mein Haus einziehen... Mein Auto hatte ich für November, dann Dezember, Januar, jetzt Mitte Februar erwartet, aber bis es letztlich ankommen wird, wird meine Geduld wohl noch weiter auf die Probe gestellt werden... Leider hatte ich mir in Arua eine Malaria eingefangen...Es war meine erste Malaria in all den Jahren in Afrika und ich möchte die Erfahrung nicht unbedingt noch einmal machen...Seit September hat es in Karamoja nicht mehr geregnet und das Land hat sich total verändert. Das Gras ist vertrocknet und wird in ganzen Landstrichen niedergebrannt...Wenn die berüchtigten Sandstürme kommen, verfinstert sich das Land innerhalb weniger Minuten...Leider ist eine der Windpumpen für die Wasserversorgung kaputt und so leiden wir im Augenblick unter Wasserknappheit...Zum ersten Mal so richtig ausgelaugt. Es ist wohl nicht schwer nachvollziehbar, daß die oben angeführten Umstände dazu führten, daß ich in den vergangenen Wochen sehr an meine körperlichen und auch psychischen Grenzen kam. Ganz kurzfristig bin ich deshalb für einige Tage nach Kampala gekommen und diese Abwechslung tut mir

sehr gut. Ich schreibe das nicht, um zu klagen, aber ich denke, auch das ist ein Bereich meines Lebens, der zu meinem Einsatz hier gehört..."

Ein verflixter Tag im Jahr 1971

Gisela Führing

So ein Mist! - das "Piki-piki", mein Motorroller, springt nicht an - wahrscheinlich sind's wieder die Zündkerzen, aber das braucht Zeit! - und es ist doch schon zwanzig nach Sieben! Konrad, mein Hausangestellter, schaut aus dem Küchenfenster und sagt beruhigend: "Usijali!" mh? Ach ja, wir hatten doch letzte Woche bei "Kiswahili für Ausländer" an der Volkshochschule in Dar Es Salaam gerade die Verneinung mit "usi--" gelernt, also meinte Konrad, daß ich mir keine Sorgen machen sollte: usijali. "Asante!" Der hatte gut reden ... wie sollte ich jetzt pünktlich bis um 7.30 Uhr in der Schule sein?

Gerade tritt der indische Nachbar aus seiner Tür heraus, grüßt mich und fragt, ob es Probleme gäbe und er mir helfen könne. Er ist mir zwar als Mensch mit seinem stets zweideutigen Lächeln unangenehm, aber in diesem Fall wirklich eine große Hilfe. Er bringt mich in seinem Wagen in die Schule, was wegen des Staus länger dauert als üblich. Es ist das erste Mal, daß wir mehr Worte wechseln als eine knappe Begrüßung, aber die Minuten im Auto reichen mir ... Warum ich eigentlich Kontakt zu Afrikanern habe, wollte er wissen. Die seien doch nicht mal fähig, Schuhe und Schlips richtig zu tragen. Ich müsse auf meinen Umgang aufpassen. Ich bedanke mich, bin froh, mich verabschieden zu können und merke, wie sich mein Vorurteil gegen Inder verstärkt, obwohl ich doch auch andere kenne.

Mit zehnminütiger Verspätung betrete ich den um einen Innenhof gelegenen maurisch geschwungenen Säulengang der Jangwani-Mädchenoberschule. Wie gut, daß ich nicht gleich zur ersten Stunde Unterricht habe. Wie üblich gehe ich rechts herum, um mich auf dem Weg zum Lehrerzimmer ins Anwesenheitsbuch bei der "Headmistress" einzutragen. Mrs. Ligate ist in ihrem Zimmer und schaut mich verwundert an: "Wo kommen Sie denn jetzt erst her?" "Es tut mir leid, mein Piki-piki sprang nicht an." "Wo haben Sie jetzt Unterricht?" Bei meiner Antwort schaut sie auf ihren Übersichtsplan, so als wollte sie mir nicht glauben, daß ich heute erst ab der zweiten Stunde unterrichte. "Aber Sie wissen, ..." Ja, natürlich weiß ich, daß jede Lehrkraft von 7.30 bis 16 Uhr in der Schule zu sein hat, unabhängig von ihren Unterrichtsverpflichtungen, aber es war doch heute eine Sonderfall!

Im Lehrerzimmer sitzen ein paar Kolleginnen an Tischen mit großen Papierstapeln. Ich begrüße alle reihum. Inzwischen kann ich auch die Gesichter unterscheiden und kenne schon ein paar Namen - nicht wie bei jenem peinlichen ersten Tag im Lehrerzimmer. Besonders die alte indische Englischlehrerin begrüße ich wie immer mit "Shikamo", der Ehrenbezeichnung für Ältere, was sie jedesmal zu einem breiten Lächeln veranlaßt. Beim norwegischen Physiklehrer entspinnt sich eine kleine Diskussion über aktuelle Zeitungsmeldungen, wo es um "ujamaa"-Politik, "leadership-code" und die Präsenz der Befreiungsbewegungen aus dem Südlichen Afrika geht. Solche Themen meide ich mit meinem DDR-Kollegen aus Eisenach, auch wenn außer uns hier kein Mensch Deutsch spricht. Aber Herr Beyer ist immer sehr hilfsbereit, wenn es um das Verstehen der schulischen Regeln und Gepflogenheiten geht. Außerhalb der Schule dürfen wir uns nicht kennen oder höchstens Englisch miteinander reden, da er sich sonst vermutlich verantworten müßte vor seinen ostdeutschen Kollegen.

Da nicht jeder einen eigenen Arbeitsplatz hat, suche ich mir für den Moment einen freien Platz. Ich schreibe noch schnell ein paar Anwendungsaufgaben für Dreiecksberechnungen aus dem Buch auf die hiesigen Verhältnisse um. Dann hole ich mein Notenbüchlein heraus und will den Durchschnitt des letzten Mathe-Tests ausrechnen. Aber eigentlich bringt der Durchschnitt gar nichts, denn die Leistungsunterschiede sind so gewaltig unter meinen etwa je 45 Schülerinnen pro Klasse, daß es stets zwischen 10% und 90% der Punkte gibt. Aussagekräftiger ist eine Verteilungskurve, da ich darin Leistungsgruppen identifizieren kann. Aber an welcher Gruppe soll ich mich orientieren? An der Mehrheit? - mit dem Risiko, daß dann die wenigen überdurch-

schnittlichen Schülerinnen das Klassenziel inhaltsmäßig nicht erreichen und später im O-Level nach 'Form Four' das nationale Examen nicht bestehen können? Orientierte ich mich aber an ihnen, so blieben drei Viertel der Schülerinnen links liegen - ein Balanceakt.

Eine Schülerin in ihrer typischen Uniform mit dem orangenen Rock klopft an der Lehrerzimmertür und fragt nach einer Kollegin, bei der sie jetzt Unterricht hätten. Die Kollegin ist nicht da; der Schülerin wird bedeutet, daß sie dafür zu sorgen habe, daß die Klasse sich ruhig verhalte. Zehn Minuten später komme ich der gesuchten Lehrerin zufällig auf dem Flur entgegen. Ich benachrichtige sie über die Frage der Schülerin, aber das regt sie nur auf. Das Direktorinnenzimmer meidend geht sie erstmal seelenruhig ins Lehrerzimmer - und dann für die letzten fünf Minuten in die Klasse. Sagen tue ich nichts, aber ich ärgere mich über eine solche Arbeitsmoral - und das ausgerechnet von einer der führenden politischen Lehrkräfte im Kollegium, die immer "Ujamaa" auf ihren Lippen tragen ... Aber ich bekomme den Tadel von der Direktorin fürs Zuspätkommen!

Nun ist Unterrichtszeit. Mit meinen schönen Anwendungsbeispielen ("Ein Baobab wirft einen Schatten von ... Metern bei einem Sonneneinfallwinkel von ... Grad; wie hoch ist der Baum?") bin ich kläglich gescheitert. Keine hat darin ein rechtwinkliges Dreieck gesehen - entweder weil der Baum nie rechtwinklig ist oder weil der Schatten doch nicht nur eine Linie sei, sondern eine Gestalt habe usw. usw. Ich habe viel Zeit verloren mit meinen mühevollen Erklärungen und die Schülerinnen wollten einfach nur Zahlenbeispiele, wo a,b,c oder die Winkel gegeben sind, dann wären mehr Aufgaben in der Zeit zu rechnen. Einerseits bin ich ja froh, daß manche jetzt schon ihre Meinung zu äußern wagen und nicht nur stumm wie Kirchenmäuse (die gibt's hier sicher auch nicht!) dasitzen und alles von mir blind akzeptieren; andererseits möchte ich doch nicht nur die hier eingefahrenen Gleise des Paukunterrichts weiterfahren, sondern habe Ansprüche auf problem- und schülerorientierten Unterricht! In der nächsten Stunde kommt noch das Sprachproblem verstärkend hinzu: Auch bei stummem Nicken darf ich nicht mehr davon ausgehen, daß alle alles verstanden haben, das hat mir der Test wieder bestätigt. Spontan bitte ich eine gute Schülerin, das Erläuterte auf Kiswahili zu wiederholen; das scheint so etwas wie den Durchbruch zu bewirken: Auf vielen Gesichtern sehe ich ein erlösendes Lächeln mit Aha-Effekten: ach soo ... Die Idee also war gut; ich muß Herrn Beyer mal fragen, ob er noch andere Tricks hat. Auf jeden Fall hat mir dieser Einfall auch meine Motivation zum Kiswahili-Lernen wieder verstärkt.

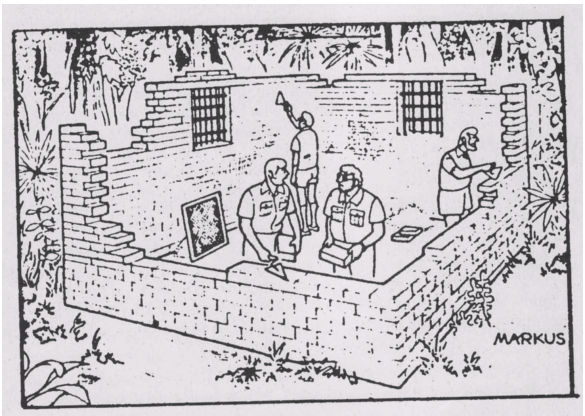
Es folgen zwei Freistunden, bevor dann nachmittags eine Konferenz angesagt ist. Ich fühle mich erschöpft und leer. Wie wär's, wenn ich zum EH-Treffpunkt fahre? Mein Piki-piki fehlt mir natürlich, aber ich kann ja schnell ein Taxi nehmen und zurück bringt mich bestimmt einer der EH-Lehrer am Technical College um die Ecke. Nun muß ich mir eine Begründung für das Verlassen des Schulgeländes überlegen; denn das ist nur in Sonderfällen gestattet (sinnvollerweise, denn das Fehlen im Unterricht hatte riesige Ausmaße angenommen und das öffentliche Verkehrsnetz in Dar Es Salaam ermöglicht keine genaue Zeitplanung ...). Aber heute brauche ich etwas Rückzug und Ermutigung. Also gehe ich wieder zum Direktorinnenzimmer, aber ich habe Glück: sie ist nicht da; das Anwesenheitsbuch liegt im Sekretariat und ich trage mich kurz aus mit dem Hinweis "zur Bank".

Ich bin spät dran. Im Café in der Mkwepustreet sind Ulrich, Peter und Hans fast im Aufbruch, aber sie warten noch, bis ich meine Samosas gegessen und meinen Tee getrunken habe. Ich erzähle von meinem Zu-Spätkommen, von der Ungerechtigkeit, daß ich immer herausgepickt werde, von der Kollegin, die immer nur quatscht, aber ihren Unterricht nicht ernst nimmt, von den Schülerinnen, die meine Aufgabe nicht kapieren und und und. Wir reden etwas über den Unterschied im abstrakten Denken zwischen Europa und Afrika und wie wir's als Kinder gelernt haben, über die beliebten Themen "Zeitauffassung" und "Autorität", zu denen jeder beliebig viele Stories beitragen kann - und ich bekomme ein Angebot zur Reparatur meines Piki-piki am Abend. Ich fühle mich gestärkt. Die Unterscheidung zwischen "uns" und "denen" hat mir gut getan, also liege nicht nur ich manchmal schief in dieser Umgebung; also bin ich nicht verrückt. Diesmal hat es mir gut getan, aber oft gehen mir diese Treffen auch auf die Nerven, wenn immer nur abgrenzend über die Tanzanier gesprochen wird - oder sind diese Zusammenkünfte genau dafür nützlich? Andere (emotionale) Erfahrungen der Weitung des Blicks, der

neuen Beziehungsqualitäten teile ich lieber mit meiner französischen Freundin und auch mit Chiku, der einzigen Tanzanierin in unserem Freundeskreis europäischer 'volunteers'.

Nun aber zurück zur Schule. Ich kenne sie schon, die Endlosdiskussionen, an deren Ende die Direktorin ohne Rücksicht auf das vorherige Meinungsbild ihre Entscheidungen kundtut - wenigstens kommt es mir so vor, aber keiner protestiert, fühlt sich also jede(r) damit wohl oder ist das hier so der Führungsstil? Heute werden wieder neue Erlasse des Kultusminsteriums verlesen. Beim letzten Mal wurden wir aufgefordert, bis heute für unsere Klassen eine Religionsliste zu erstellen; ich erinnere daran, bin aber offensichtlich die einzige, die diese Liste gemacht hat - peinlich! Wie soll man denn mit Aufträgen umgehen, die man erhält? Dann geht's noch um Disziplinfragen und um Projekte der Schulclubs. Zur Erwirtschaftung des Schuletats soll u.a. eine Hühnerfarm eingerichtet werden; es werden noch Lehrkräfte zur Beaufsichtigung des Schlachtens und Rupfens der Hühner gebraucht. "Na, Miss Führing?" Oh Gott, ich hab noch nie geschlachtet und versuche es zu erklären, aber alle lachen: "Essen Sie keine Hühner in Europa?" Wie kann ich ihnen begreiflich machen, daß es bei uns die Hühner fertig ausgenommen im Tiefkühlfach gibt? Der Eindruck bleibt im Raum, ich wolle mich drücken ... Hilfesuchend blicke ich in Richtung auf meine beiden ausländischen Kollegen, aber da hat sich schon jemand für die Aufgabe gemeldet. Schließlich soll jeder Lehrer in einem solchen Club etwas Finanzielles erwirtschaften, und mein Nähclub (mit Stoffresten aus der Textilfabrik) läuft ganz gut: die Kinderkleidchen gehen fast ausschließlich an die Kolleginnen weg. Was mit dem Geld passiert - danach fragt keiner; wissen's alle? Oder gehört das wieder zu den Tabuthemen? Am Ende wird noch jemand gesucht, um auf einem großen Plakat mit schöner Schrift sämtliche Clubs der Schule aufzuschreiben. Ich melde mich flink, um den früheren Eindruck wieder wettzumachen und frage gleich nach der Konferenz nach den dafür erforderlichen Materialien. Die seien in einer kleinen Kammer verschlossen. Und wie könnte ich an den Schlüssel kommen? "Morgen!" Noch ahnte ich nicht, daß ich diese Antwort innerhalb der nächsten Woche täglich zu hören kriegen würde, bis die Direktorin schließlich aufbrauste, daß sie doch schließlich nicht für jeden Schlüssel in dieser Schule verantwortlich sei, ich solle mich gefälligst selber kümmern. Hatte ich sie, die viel zu junge Direktorin, bei einer Unfähigkeit ertappt, die sie aber gerade wegen ihrer Unsicherheit nicht zugeben konnte? War ich zu übereifrig? Ich müßte wohl mal mehr versuchen, 'zwischen den Zeilen' zu lesen und nicht alles so wörtlich zu nehmen.

Als dann schließlich in meinem Nähclub nach der Konferenz noch alle Scheren verschwunden waren, so daß wir keinen Stoff zuschneiden konnten und alle Schülerinnen drei Stunden umsonst gewartet hatten, da hatte ich wirklich genug. So ein verflixter Tag! Mußte denn immer alles auf einmal kommen? Über die United Nations Road ging ich nachdenklich nachhause.



„Natürlich macht uns die Arbeit als Entwicklungshelfer hier Freude, trotzdem habe ich in letzter Zeit ein ziemlich ungutes Gefühl dabei."
(Zeichnung: Markus, in: stern 7/1971)

Afrika mon Amour

Barbara Jahn

"Barbara, Barbara, flieg mit mir nach Afrika" - eine Zeitlang haben sie mir das in der Volksschule nachgesungen, es war der Refrain eines Schlagers damals in den fünfziger Jahren. Ehrlich gesagt, gefiel mir das Lied und ich wäre gern nach diesem Afrika geflogen. Es klang verlo-

ckend. Wobei sich bei dem Wort "fliegen" eher das Bild von fliegenden Störchen als das eines Flugzeugs einstellte. So trat Afrika in mein Leben.
Schließlich bin ich Ärztin geworden, nicht nur aus diesem Grund, und zunächst in den Ferien nach Afrika geflogen: 1982 Safari in Kenia mit Mann und zwei kleinen Kindern, im Miet-Pkw und eigenem Zelt. Natürlich gab es auch die Irritation und Faszination des Fremden. In der Hauptsache hatte diese erste wirkliche Begegnung mit Afrika aber etwas von der Erfüllung einer langjährigen platonischen Liebesbeziehung: Bilder, die zuvor in der Seele existiert hatten, wurden Wirklichkeit. Ich liebte die Weite des Landes, das Licht. Ich erlebte Landschaften von atemberaubender Schönheit, die mich ergriffen und ganz ehrfürchtig werden ließen. Es entstand eine tiefe Verbundenheit zwischen mir und der Natur. Ich saß manchmal nachts Stunden vor dem Zelt, sah zum Sternenhimmel auf und spürte mich als Teil des unendlichen Universums. Dazu kam, daß diese Art Leben zu mir paßte, oder richtiger: ich paßte in diese Art Leben, besser als ich in mein Leben in Deutschland paßte. Ich fühlte mich auf eine mir selbst unerklärliche Art heimgekommen.

Es störte mich nicht, das Auto aus Schlammlöchern zu ziehen und dabei die Kinder bei Laune zu halten, was nicht schwer war, weil die Jungs das auch alles spannend fanden. Beim Durchqueren der Furten, neben denen kleine grüne Schilder mit dem Hinweis "beware of crocodiles" standen, hoffte ich, daß der Motor nicht absaufen würde und uns in die Verlegenheit brächte, durchs Wasser zu waten. Die Kinder spähten jedenfalls heftig nach auf der Lauer liegenden Krokodilen. Unser erster Zeltplatz in Samburu war ein gemähtes Stück Steppe mit Schirmakazien neben einer holprigen Piste mit einem ähnlichen kleinen grünen Schild, nur daß diesmal "Camp ground" darauf stand. Nichts, an was man üblicher Weise einen Zeltplatz erkennt, vor allem kein Zaun. Und außer uns keine Menschen. Nachts brüllte der Löwe und wir parkten das Auto so, daß man geradewegs vom Zelt ins Auto springen konnte, am Zelteingang eine frisch erworbene Panga, um dem Löwen gegebenenfalls eines überzubraten. Am nächsten Morgen kamen zwei afrikanische Scouts vorbei. Wir fragten sie, warum um den Zeltplatz kein Zaun sei. "Oh, that´s not necessary" sagten sie. "The animals know, this is a camp ground." Als wir allerdings am nächsten Morgen - es hatte in der Nacht geregnet - unser Auto unweit des Zeltplatzes in einem Schlammloch stehen lassen mußten und zu Fuß, die Kinder Huckepack, zum Zelt zurückkehrten, machten sie besorgte Gesichter : "This is not good", meinten sie, ”Morning after rain, lions are hunting."

Ich schloß daraus, daß der Umgang mit wilden Tieren gewissen Spielregeln unterliegt, ähnlich wie der Straßenverkehr. So lange man sich daran hält, ist man leidlich sicher. Seither habe ich bei weiteren Aufenthalten in Afrika viele Spielregeln kennengelernt und mein Umgang mit wilden Tieren wurde immer angstfreier. Mein Gott, hatte ich anfangs Angst vor Schlangen! Jetzt weiß ich, daß alle Schlangen, außer Puffottern, die sich auf ihre Tarnung verlassen, abhauen, wenn man sich ihnen nähert. Nur nachts und morgens nicht, da sie dann als wechselwarme Tiere wegen der Kälte zu langsam sind. Ich habe gelernt, daß man sich spätestens, wenn der Elefant die Ohren hochstellt, respektvoll zurückziehen sollte, weil Elefanten das so erwarten. Andernfalls greifen sie an. Und daß es die so gemütlich aussehenden Nilpferde nicht akzeptieren, wenn man sie aus den Gärten am Flußufer vertreibt, in die sie trotz Dornenhecken manchmal einbrechen. Sie beißen dann einfach zu. Und daß man sie im Kanu besser auf der Wasser- und nicht auf der Landseite umfährt...

Ich mochte die Gespräche im überfüllten Bus von Malindi nach Lamu; die Gelassenheit, mit der der Bus immer wieder unter Gelächter an Tauen aus dem Straßengraben gezogen wurde, in den er von der schlammigen Fahrbahn abgerutscht war; die Hilfsbereitschaft, wenn wir zwischendrin vom Bus auf Einbäume umsteigen mußten, da einige Brücken zusammengebrochen waren. Auch als ich später in Afrika gearbeitete, war ich immer wieder von diesem Talent angetan, sich in schwierigen Situationen ohne Jammern und Hysterie zurechtzufinden und zu improvisieren. Ich fühlte mich auf der Hochzeit in Lamu, auf die man mich von der Straße weg eingeladen hatte, wohler als auf der Hochzeit meiner Cousine. Die afrikanische Art des Kontaktes lag mir oft näher als die deutsche. Ich mochte dieses rasche Lachen, die kurzen Pantomimeneinlagen, um eine Situation zu veranschaulichen, die Art, in seinem Körper präsent zu sein. Das Leben kam mir saftiger, wärmer, lebendiger vor. Ich fühlte mich einfach wohl. Das ist auch so geblieben, als mein Mann und ich schließlich in Simbabwe als Ärzte gearbeiteten.

Dann kamen auch andere Seiten des Lebens in Afrika dazu: Die wahnsinnige Brutalität, mit der die Renamo-Rebellen aus Mocambique Menschen abgeschlachtet haben. Unser Krankenhaus lag dicht jenseits der Grenze und es kam immer wieder zu Überfällen der Rebellen auf simbabwisches Gebiet. Von Zeit zu Zeit kamen Wagenladungen mit Leichen, Frauen, Kinder, alte Leute, die in den Grenzdörfern zurückgeblieben waren, in Decken gehüllt, auf der offenen Rückfläche eines Lasters, umschwirrt von Fliegen und süßlichen Leichengeruch verbreitend. Ich war auch für die "post mortems", die Leichenschau zuständig und mußte in einem "Mortary Book" die Verletzungen und Todesursachen beschreiben: Mit Äxten gespaltene Schädel, von Buschmessern aufgeschlitzte Bäuche, aus denen die Därme quollen, kleine Kinder, die man offensichtlich einfach gegen die Wand oder den Boden geschleudert hatte, mit abstrus verrenkten Hälsen und zersplitterten Schädeln, aus denen Gehirnmasse quoll. Diese Bilder lassen mir seither Berichte über Krieg und Folter ganz anders unter die Haut gehen.

Oder die Selbstherrlichkeit und Verlogenheit mancher afrikanischen Männer: Unser Provincial Medical Director, der für die Gesundheitspolitik der Provinz zuständig war und bei den Vorbereitungen von Aids-Kampagnen immer hochmoralisch tat, sich während dieser Zeit aber eine Zweitfrau nahm, diese sowie seine erste Ehefrau schwängerte und einige Monate nach unserer Abreise selbst an Aids verstarb. Mein kenianischer Kollege, verheiratet mit einer Lehrerin, zwei niedlichen Kindern, bekannt dafür, daß er nichts ”anbrennen” ließ, der in leicht angetrunkenem Zustand auf einer Party verkündete: "Do You think, I fick with condomes? Who eats sweets with cellophane?" Die Angst der Frauen in meiner allwöchentlichen Personalsprechstunde, sich über ihre Männer an Aids anzustecken. "Ich kann nicht mit ihm darüber sprechen. Ich bin die Ehefrau, er ist mein Mann, es ist bei uns nicht üblich, Fragen zu stellen. Ich kann ihn nicht bitten, mit mir Kondome zu benutzen, damit ich mich nicht anstecke, dazu habe ich kein Recht." Oder die Gleichgültigkeit, mit der eines morgens im Krankenhaus bei der Visite der Satz präsentiert wurde "He suddenly collapsed and died", was in der Regel bedeutete, daß niemand sich um den Patienten gekümmert hatte - zum Teil auch aus Personalmangel und Überarbeitung.

Dennoch blieb für mich als Grundstimmung, daß ich mich wie ein Fisch im Wasser fühlte. Die Identität, die hier für mich bereitlag, war auf mich zugeschnitten, entsprach meinem Wesen, meinem Stil. In ihr konnte ich mich in eine Richtung entwickeln, welche die meine war. Sie half mir, Grenzen zu überschreiten, an denen ich vorher hängen geblieben war, nicht nur bei der Arbeit, sondern auch privat. Insofern fand ich "Entwicklungshilfe" spontan immer einen fairen Deal: Ich "entwickelte" Afrika und Afrika entwickelte mich. Ich gab mein Wissen, eine Menge Kraft und Energie (wenn ich die Fotos von damals betrachte, sehe ich auf einigen ganz schön kaputt aus, und so dünn wie damals war ich nie wieder in meinem Leben) und bekam dafür Unterstützung in meiner beruflichen und persönlichen Entwicklung.

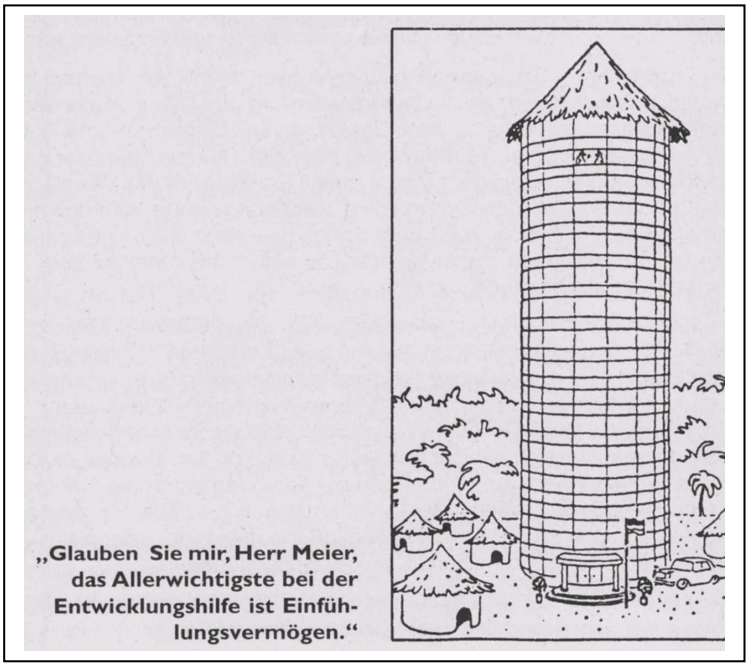
Wahrscheinlich bin ich jemand, der Herausforderungen braucht, um weiter zu kommen. Ich mobilisiere meine Kräfte oft erst mit dem Rücken zur Wand, ich scheine die leichte Auswegslosigkeit zu brauchen, die ensteht, wenn man als Nichtschwimmer ins Wasser geworfen wird, um das Schwimmen zu lernen. Die einzige Chance, mit der Situation klar zu kommen, ist eben zu schwimmen. Solange es andere Möglichkeiten gibt, habe ich eher die Tendenz, um Hilfe zu rufen, nach einem, der es besser kann, der sich kompetenter fühlt, der bereit ist, die Situation für mich zu regeln. Wahrscheinlich brauchte ich jenen Sonntagmorgen, an dem ich Dienst hatte, kein anderer Arzt außer mir zu erreichen war und sie den Jungen brachten, der beim Viehhüten auf eine der an der Grenze vergrabenen Landminen getreten war. Das war ein typischer Regenzeitunfall, wie ich in der Folge lernen sollte. Durch den schlammigen Boden kamen die Minen nach oben. Jedes Jahr erwischte es ein paar Unschuldige. Dem Jungen hatte es den Unterschenkel weggerissen, er war schon ziemlich ausgeblutet, blutete immer noch, und es gab einfach keine andere vernünftige Möglichkeit, als daß ich sofort den Unterschenkel amputierte. Ich hatte so was zwar schon assistiert, aber noch nie alleine gemacht. Für solche Situationen gab es Hamilton Bayley´s "Emergency Surgery", dieses wunderbare Buch, wo alles haarklein erklärt wird: Wieviel Arterien man wo finden und unterbinden muß, wie man einen Knochen absägt, wie man den Hautmantel zuschneidet usw., schön eins nach dem anderen. Eben so eine Art Kochbuch für den OP für Leute wie mich, die zwar eine gewisse Grundausbildung hatten, sich aber umständehalber auf neues Terrain vorwagen mußten. Mit dem beruhigenden Zuspruch des OP-Personals, das fest an mich glaubte, und darüber hinaus auch einfach genau

wußte, was so allgemein zu machen war - wie man die Blutleere anlegte, mit was für Methoden man am besten den Ruß und Dreck von der Haut abkriegte usw. -, arbeitete ich mich Schritt für Schritt voran und am Schluß sah der Oberschenkelstumpf eigentlich ganz passabel aus. Ich wurde mit einem freundlichen "well done, doctor" belohnt sowie der Tatsache, das die Wunde primär heilte.

Situationen wie diese gab es im ersten halben Jahr ständig. Wenn ich Dienst hatte, lagen auf der Kommode neben der Tür in schöner Zweisamkeit der alte Pschyrembel für geburtshilfliche Komplikationen sowie die "Emergency Surgery". Und es sind diese Situationen, von denen ich jetzt profitiere.

Eine andere Urerfahrung war das Tanzen. Als Kind habe ich leidenschaftlich gern getanzt, die Tanzstunde fand ich gräßlich. Bis dahin war mir auch ein Großteil meines Körpergefühls abhanden gekommen; ich war ein rundlicher, intellektueller Teenager, der seine Seele hauptsächlich von Romanen und Tagträumen nährte und sich in seiner Haut eher unwohl fühlte. Also nicht gerade das, was ein Junge zum Tanzen auffordert, und darauf war man ja auf diesen Tanzstundenbällen angewiesen. Also übte ich mich darin, alles von einer höheren Warte zu beobachten und zu beurteilen, was die ganze Sache zwar erträglicher, aber nicht unbedingt besser machte. Während des Studiums, mit zunehmender Emanzipation vom Elternhaus, wurde ich langsam wieder attraktiver, gewann meine alte Lust am Tanzen zurück, zumal man auf der Tanzfläche zunehmend weniger auf einen Partner angewiesen war. Aber irgendwie war Disco-Musik nicht meine Musik, nicht mein Bewegungsstil. Ich beobachtete mich immer und war unzufrieden mit mir. In unserer Community in Zimbabwe gab es einen Haufen Parties, was damit zusammenhing, daß sonst nicht viel los war. Es gab mindest einmal pro Woche irgendwo eine private Party, und mindesten eine offizielle: Hospital Parties, Police Parties, Parties in der Township und im Kimberley Riff Hotel. Und überall wurde getanzt und die Tänzer schien es nicht zu interessieren, ob es schön aussah oder nicht. Die Freude an der Bewegung war wichtiger. Die Kinder tanzten mit, die Oma, die Mutter mit Baby auf dem Rücken. Es gab tolle Tänzer, die Soloeinlagen mit traditionellen Tanzelementen brachten und welche, die nur von einem Bein auf das andere wackelten. Und ich mittendrin. Es war meine Musik, mein Bewegungsstil, es machte Spaß und es war mir egal, wie mein Tanz aussah. Ich fühlte mich einfach wohl. Was bewirkte, daß es irgendwann begann auch gut auszusehen.

Zuerst hauten mich die Komplimente der Männer um, wenn sie mit mir tanzten, und ich sah überall platte Anmache. Eine Standardkonversation gestaltete sich etwa so: Einem "I like the way you dance" (zu ersetzen durch: the way you look, the way you smile etc.) folgte eine direktere Aussage wie "You have a beautiful body". Anfangs erwiderte ich diese Sätze mit einem zum Teil geschmeichelten, zum Teil gequälten, hauptsächlich aber ratlosem Lächeln. Dann gings zur Sache: "Wouldn´t it be nice to make love together?" Diesen Satz pflegte ich anfangs aktiv zu überhören, ich erstarrte zur Salzsäule, überlegte, ob ich wohl irgendwie nuttig aussähe und flüchtete zu meinem Mann. Allmählich kapierte ich, daß das ganze Teil eines Spiels war; einfach die übliche Art, mir als Frau mitzuteilen, daß ich attraktiv war. Es wurde gar nicht ernsthaft von mir erwartet, auf das Angebot zu reagieren, es nicht zu machen, wäre gleichgekommen mit der Botschaft: ich finde dich nicht attraktiv. Ich gewöhnte mir an, auf Teil eins mit einem strahlenden Lächeln und einem "Thank you" zu reagieren, das Kompliment zurückzugeben - schließlich mußte ich meinem Gegenüber ja auch mitteilen, daß er ein attraktiver Mann war - und



mich ziemlich bald nach Familie und Beruf erkundigte. Das lenkte das Gespräch sofort in ruhigere Wasser und machte anschließend entspanntes, vergnügtes Tanzen möglich .
Mein Leben hier in Deutschland gefällt mir in vielen Punkten nicht schlecht. Aber es gibt einen Teil von mir, der Sehnsucht nach Afrika hat; der hier in Deutschland unterernährt ist. Manchmal tauchen plötzlich Bilder, Gerüche, Töne aus meiner afrikanischen Vergangenheit auf und mein Herz wird warm. Ich bekomme leuchtende Augen, wenn ich erzähle. Afrika mon amour..."

Der Traum vom anderen Leben

Christel Fangmann

Lisa fühlte sich von ihrem Freund nicht ernst genommen und am meisten vermißte sie, daß sie nicht mit ihm gemeinsam träumen konnte. Sie wollte weder auf den Besitz eines großen Autos noch auf ein gemeinsamen Hauses am Stadtrand Berlins hinarbeiten - nein, sie wollte in einem anderen Land leben, jedenfalls für einige Zeit. Und so bewarb sie sich ohne großes Zögern auf einen ausgeschriebenen Job in Südchile bei einer kirchlichen Institution. Ob mit oder ohne Detlef, sie wollte endlich ihr Leben leben.

Sie unterzeichnete einen Arbeitsvertrag, der sie verpflichtete, mindestens 3 Jahre in Chile zu bleiben, um dort - im Süden des Landes - bei einer ländlichen, kirchlichen Organisation, Lehrerinnen, die größtenteils aus Indianerfamilien stammten, zu beraten. Sie freute sich riesig und war sehr neugierig. "Endlich kann ich meinen Traum verwirklichen", erzählte sie ihrer Mutter am Telefon. "Ich kann mit den Indianerfamilien zusammenleben, werde ernst genommen, weil ich mit ihnen arbeiten werde. Ich werde sicherlich viel erfahren von Ihrer Kultur, ihrem täglichen Leben und von ihren Geheimnissen. Ich bin glücklich, daß mir solch eine Möglichkeit gegeben wird. Chile ist sicherlich ein interessantes Land, nicht nur von der Politik her, sondern auch vom Land selbst. Die Natur soll atemberaubend schön sein, im Süden gibt es Vulkane, im Norden die Wüste und in den Städten werde ich mich unter das Volk mischen, Salsa tanzen lernen und abends zusammen mit den Chilenen im Freien Pastel de choclo essen..."

Der Abschied von Detlef und Deutschland viel ihr überhaupt nicht schwer. Sie war erleichtert, als sie in Santiago de Chile am Flughafen ankam. Zur Vorbereitung auf ihre Arbeitsstelle im Süden des Landes sollte sie noch für 1 Monat einen Intensivspanischkurs in dieser Hauptstadt besuchen. Das Viertel, in dem sie während dieser Wochen wohnte, war so sauber, die Häuser waren zwar alle vergittert, aber gepflegt. In den Seitenstraßen gab es wenige, kleine Einkaufsläden, die Straßen waren sehr leer. Nirgendwo sah sie in Santiago etwas von dem "bunten Treiben auf den Straßen", daß sie sich vorher so bildhaft vorgestellt hatte. Geschäftig und hektisch liefen die Menschen umher, und nur die Taxifahrer schlichen auf der Suche nach einem Fahrgast durch die Straßen. Im Zentrum der Stadt, das dem einer europäischen Großstadt glich, war die heiße Luft, gefüllt von Abgasen und Smog, kaum auszuhalten. In der Metro, die gerade in den Morgenstunden überfüllt war von bürgerlich gekleideten Frauen und Männern in dunklen Anzügen, wurde es Sie schlecht. Niemals wollte sie in dieser Stadt leben. Kaum hatte sie gelernt, sich in dieser Stadt zurechtzufinden, stellt sie fest, daß sie sich doch nicht alleine auf den Weg in die Fremde gemacht hatte. Sie war schwanger. Schwanger von Detlef. Detlef reagierte auf ihren Telefonanruf eiskalt: "Damit habe ich nichts zu tun, such` dir dort einen guten Arzt, der dir einen Abbruch macht und genieße dein Leben. Das mache ich auch..."Noch Wochen danach war Detlef persönlich nicht mehr erreichbar. Lisa`s Mitteilungen und Fragen auf seinem Anrufbeantworter blieben unbeantwortet zwischen Deutschland und Chile stehen. Sie hörte nie wieder etwas von ihm.

Sie wollte ihre Schwangerschaft in Chile genießen und setzte all ihre Hoffnung darauf, daß sie im Süden des Landes eine entspanntere, ruhigere und schönere Atmosphäre vorfinden würde als in Santiago. Immer noch hielt sie an ihren Träumen fest. Mitten in der Natur würde es auch für ihr Baby gut sein, geboren zu werden. Und sicherlich würde sie als Schwangere noch eher Kontakt zu den Mapuche-Indianerfrauen bekommen. Das würde sogar noch ihre Integration und ihre Arbeit erleichtern.

1000 km Luftlinie entfernt von Santiago lag ihr neuer Arbeitsplatz, ein abgewracktes, altes, graues Bürogebäude in der bürgerlichen Kleinstadt Temuco. Außer einem alten Holzschreibtisch und einem von Würmern zerfressenen Stuhl stand nichts in ihrem Büro, von dem aus sie mit ihren Arbeitskolleginnen die Fortbildungsveranstaltungen organisieren sollte. Sie war entsetzt und wäre am ersten Tag am liebsten gleich auf dem Absatz wieder umgedreht. Außer einem Marktplatz mit einigen schönen Pflanzen und einem Springbrunnen war in dieser Kleinstadt nichts Idyllisches zu entdecken. Obwohl zu dieser Zeit noch die Temperaturen sommerlich warm waren, gab es kaum Menschen, die sich nach Geschäftsschluß noch in den Straßen rumtrieben. Alles schien so geordnet zu sein, bei ihrer Suche nach einer geeigneten Wohnmöglichkeit durchstreifte Sie mehrere Viertel, in denen alle Häuser gleich aussahen. Alle Häuser waren ähnlich wie in Santiago vergittert , und sie spürte, wie sie versteckt hinter Gardinen mißtrauisch beobachtet wurde. Wie und wo sollte sie in dieser Stadt einen Platz für sich und ihr Baby finden, ein neues zu Hause, das freundlich und schön war?

Immer wieder forderte Lisa`s Mutter sie in Telefonaten auf: ”Komm doch einfach zurück, wenn es dir dort nicht gefällt. In Deutschland ist das doch viel einfacher. Denk` an die Geburt und an dein Kind, wir sind doch alle hier und werden dir helfen...”

Sie wollte nicht zurück. Sie wollte ihren Arbeitsvertrag beenden und wollte weitersuchen.
Für einige Monate bezog sie ein altes Haus in Temuco, das jedenfalls einen kleinen Garten vorzuweisen hatte, in dem so viele Stunden alleine an einem wackeligen Terassentisch verbrachte und abends seitenlange Briefe an ihre Freundinnen in Deutschland verfaßte, die sie aber oft gar nicht abschickte. Sie wollte niemanden beunruhigen, niemand würde sich vorstellen können, wie ihre neue Lebenssituation wirklich aussah.

Während der letzten Wochen vor dem Mutterschutz engagierte sie sich sehr stark in ihrem Job. Zusammen mit ihren chilenischen Arbeitskolleginnen erstellte sie Konzepte für die Fortbildungen und machte Termine für die Besuche bei den Mapuche-Familien auf dem Land aus, die einige Autostunden entfernt in kleinen Dörfern lebten. Von dieser Indianerkultur hatte sie bis dahin kaum etwas gesehen. In Temuco sah sie auf der Straße und am Marktplatz hin und wieder Mapuche, die gewebte Decken oder Schmuck verkauften. Aber wie und wo sie genau lebten, das hatte Sie während ihrer ersten Arbeitswochen noch nicht erkunden können. Die Wegstrecken war zu weit- und die Besuche wurden auf die Zeit nach ihrer Entbindung verlegt. Als Arbeitskollegin fühlte sie sich in diesem Büro akzeptiert, gerne nahm man ihre Vorschläge entgegen, aber persönlich schien niemand großes Interesse an Sie zu zeigen. Niemand sprach sie direkt auf ihre Situation an, daß ihr Bauch wuchs, wurde scheinbar wortlos hingenommen. Wieder haßte Sie die Sonntage. An diesen Tagen war Temuco wie leergefegt. Das Leben spielte sich dann nur noch hinter verschlossenen Gardinen zu Hause im Kreise der Familien ab. Von niemandem wurde Sie eingeladen, daran teilzunehmen. Und außer einem kleinen Kino hatte die Stadt auch nichts Kulturelles zu bieten, was interessant wäre, sich an diesen Sonntagen anzusehen. Oft setzte Sie sich am Wochenende schon früh morgens in einen Bus, der irgendwohin in einen kleinen Ort ins Landesinnere fuhr . Dort mietete sie sich für eine Nacht ein Zimmer in einem Privathaus, um irgendwo in der Natur zu sein, andere Orte kennenzulernen, und immer wieder hatte sie die Hoffnung, dabei vielleicht auf interessante, offene Menschen zu treffen, mit denen sie sich austauschen konnte.

Trotz dieser Umstände, genoß sie ihre Schwangerschaft für sich alleine mit dem Baby. ”Ich fühle mich wie in eine andere Zeit versetzt”, schrieb sie in einem Brief an ihre Mutter. ”Ich lebe meinen Alltag distanziert von den Chilenen. Ich glaube, ich bin ihnen als große, blonde Schwangere sehr fremd, und sie wissen wenig mit mir anzufangen. Nie hätte ich gedacht, daß ich in diesem Land soviel Einsamkeit fühlen muß. Ich versuche, die Zeit hier irgendwie zu genießen und mich an kleinen Ausflügen in die Natur zu freuen. Ich versuche mir vorzustellen, wie es ist, ein Kind zu haben, wie werde ich als Mutter sein? Chile ist nicht mein Traumland. Ich bin noch nicht dort angekommen, wo ich mit meinem Kind leben will. Langsam taste ich mich an das Leben der Mapuche-Indianer vor, aber noch ist nicht die Zeit gekommen, mit ihnen zu leben und zu arbeiten.

Für ein paar Wochen werde ich hier noch den Sommer genießen können. Nach der Geburt meines Kindes steht uns ein langer Winter mit langen Regenperioden bevor. Aber, ich werde das

Häuschen gemütlich machen und habe uns zur Vorbereitung auf die kalten Tage schon einen neuen Holzofen gekauft."

So problemlos wie ihre Schwangerschaft körperlich verlief, verlief auch die Geburt ihres Sohnes. Während der ersten Tage im Krankenhaus vermißte sie sehr die Anwesenheit ihrer Familie und ihrer Freundinnen. Stundenlange Telefonate nach Deutschland, in denen sie genau den Geburtsverlauf und das Baby beschrieb konnten ihr ihre Sehnsucht nach Geborgenheit und dem Versorgtwerden nicht nehmen.

Jetzt wendete sich das Bild der selbstbewußten deutschen Schwangeren. Sie hatte keine Zeit mehr für sich. Sie mußte sich in ihrer Mutterrolle zurechtfinden. Ständig mußte ihr Säugling gestillt werden, in ihrem gemieteten Haus fehlte es ihr immer noch an vielen Dingen, die es wohnlicher machen sollten. Der Winter brach langsam mit heftigen Regenschauern ein, tagelang konnte sie mit dem Kind das Haus nicht verlassen. Außerdem mußte sie sich dringend auf die Suche nach einer geeigneten Betreuungsperson für das Kind machen, denn schon nach wenigen Wochen wurde sie wieder im Büro erwartet. Sie wußte nicht mehr, woher sie die Kraft für all das nehmen sollte, was anstand.

Sie fand Hilfe bei einer älteren Chilenin, die dringend eine Arbeit suchte ,und dadurch liebevoll und vertrauenswürdig wirkte. Sie erinnerte sie an ihre eigene Großmutter. Mit ihr gelang es, Schritt für Schritt den Haushalt zu organisieren und die Möglichkeit zu haben, jedenfalls für ein paar Stunden das Haus alleine zu verlassen und sich langsam wieder an ihren Job zu gewöhnen.

Im Büro gratulierte man ihr zur Geburt ihres Sohnes und nun sollte Sie die Kultur der Mapuche kennenlernen, und sie spürte die Hoffnung ihrer Arbeitskolleginnen, daß sie sich nun noch mehr auf ihren Job einlassen würde als während der Schwangerschaft.
Die fremde Kultur kennenlernen, sich darauf einlassen; ja, das war ihr Wunsch gewesen. Aber in dieser Zeit wußte Sie selbst nicht mehr, wer sie eigentlich war.
Da ein Besuch in einer Familie einen ganzen Tag in Anspruch nahm, mußte sie das Baby immer mitnehmen. Die Straßen und Wege waren durch die langen Regenfälle oft schwer befahrbar, einige Male blieb sie mit dem Auto im Matsch stecken und mußte von den Ochsenkarren der Bauern wieder herausgezogen werden. Höflich distanziert wurde sie dann mit dem Kind in den kleinen Hütten der Mapuche aufgenommen. Ziegenkäse und Tee wurden ihr auf dem Holztisch in den dunklen, kahlen Räumen serviert. Es gab darin weder Strom , noch fließendes Wasser. Kinder sprangen in zerlumpten Kleidern herum, spielten im Matsch und beobachteten neugierig das kleine, weiße Baby in Lisa's Armen. Nie hatte Sie Frauen in Chile gesehen, die ihre Kinder öffentlich stillten. Unsicher verzog sie sich während dieser Besuche in die hinterste Ecke der Hütte, um ihren Sohn zu stillen, wenn er danach verlangte.

Sie betrachtete das Leben der Mapuchefrauen, die unter den armseligsten Bedingungen auf dem Land ihren Alltag bewältigten. Niemals würde sie selbst so leben können.
Das Leben in Chile, Lisa's Wünsche und Träume verloren an Glanz. Sie wollte und konnte nicht in diese fremde Kultur eintauchen, die Realität des unterdrückten Mapuchevolkes stand ihr genauso vor Augen, wie ihre eigene Realität.

Zwei Jahre lang versuchte sie, so gut es ging, ihren Arbeitsvertrag zu erfüllen und die Fortbildungsveranstaltungen in armseligen Mapucheschulen auf dem Land durchzuführen.
Durch das kalte, feuchte Klima erkrankte ihr Sohn zweimal an einer schweren Lungenentzündung. Eine Krankheit, die in dieser Region viele Kinder und Erwachsene durchmachen müssen. Im Gegensatz zu ihr hatten viele der Mapuchefamilien weder einen Ofen in ihren Hütten, noch das Geld, Medikamente für ihre kranken Kinder zu beschaffen. An Hilfe und Unterstützung fehlte es überall. In Chile zu leben, erschien Sie schwerer, hoffnungsloser, enger und trauriger zu sein, als irgendwo anders in der Welt.

Während dieser Jahre in Chile fühlte sich Sie nie akzeptiert, nie gesehen als die Frau, die sie war. Niemals würde sie in dieser Gesellschaft als alleinerziehende Mutter integriert werden. Respektiert wurde sie zwar aufgrund ihres Engagements, unterstützend und beratend der Organisation zur Verfügung zu stehen. Aber immer wieder bekam sie die stimmlosen Fragen der

Chilenen danach zu spüren, wo eigentlich der Vater des Kindes war und warum sie auf die Idee kam, in Südchile ihr Kind zu bekommen und dort einige Jahre zu leben.
Mit ihrem dreijährigen Sohn an der Hand und 2 kleinen Gepäckstücken erreichte sie wieder den Flughafen in Deutschland. Mit offenen Armen wurden beide von Lisas Eltern und ihren Freundinnen empfangen.

Während der ersten Wochen zu Hause genoß Sie die Geborgenheit und Vertrautheit dieser Kleinstadt. Es war Sommer, der Marktplatz war feierlich geschmückt und zeigte sich durch die vielen Obst- und Blumenstände in vielen bunten Farben. Distanziert sah sich Sie das Treiben in den Straßen an, die Kirchenglocken läuteten zur Feierabendsmesse, alles schien so friedvoll und so geordnet zu sein. Nun konnte sie sich auf das Leben in Deutschland einlassen, jedenfalls für einige Zeit.

Oh wie schön ist Panama

Janosch, Beltz Verlag, Weinheim und Basel:

"...Der Wind und der Regen hatten ihr altes Haus ein bißchen verwittern lassen, so daß sie es nicht wiedererkannten. Die Bäume und Sträucher waren höher gewachsen, alles war etwas größer geworden. "Hier ist alles viel größer..." "Panama ist so wunderbar, wunderschön, nicht wahr?" Sie fingen an, das Haus zu reparieren.....und bald war es wieder so schön wie früher. Nur war es jetzt noch schöner, denn sie kauften sich ein Sofa aus Plüsch und ganz weich. Das kleine Haus bei den Sträuchern kam ihnen jetzt so schön vor wie kein Platz auf der Welt. "...Panama ... das Land unserer Träume. Da brauchen wir nie, nie wieder wegzugehen." Du meinst, dann hätten sie doch gleich zu Hause bleiben können? Du meinst, dann hätten sie sich den weiten Weg gespart? Oh nein, denn sie hätten den Fuchs nicht getroffen, und die Krähe nicht. Und sie hätten den Hasen und den Igel nicht getroffen, und sie hätten nie erfahren, wie gemütlich so ein schönes, weiches Sofa aus Plüsch ist.

Aus Briefen von Entwicklungshelferinnen (1977 und 1993:)

"...Leider ist es aber so, sobald wir bei der Compound-Türe rausgehen, bekommen wir deutlich zu spüren, daß wir Ausländer sind. Bin ich alleine unterwegs, rufen die Kinder und Jugendlichen "Ferentschi", "Sister", "Money", was manchmal mich auch nervt. Aber mit den Kindern zu Fuß unterwegs zu sein, ist der Horror. Sie werden betatscht, geküßt und jeder möchte sie auf den Arm nehmen...Ganz schlechte Tage gibt es, dann fliegen auch Steine. Mir geht das Spazierengehen hier ab. Eigentlich brauche ich den "Auslauf", um mich wohlzufühlen..."....."... Unsere Hunde wachsen und bereiten uns viel Freude. Sie sind, außer unserem Kollegen mit seiner Familie, unsere einzigen Freunde hier in Dessie. Wir werden immer etwas Besonderes bleiben, und angestarrt werden. Wir werden immer die "Ferentschis"(Ausländer) sein. Wir werden nie in Ruhe bummeln gehen können, oder in Ruhe im Straßencafé sitzen können. Wir werden hier nie die Anonymität wie in Deutschland haben. Wir werden hier nie einen Schritt unbeachtet machen können. Jeder kennt uns beim Namen, und wenn wir 20 Mal am Tag die Kinder sehen, so werden wir auch 20 Mal am Tag hören "Jörg, Jörg" und "Anna, Anna", und das aus den Mund von 10-30 Kindern. Das nervt uns ganz schön, denn so schlimm haben wir es noch nirgends erlebt..."

Deutsch oder allgemeinmenschlich?

Inge Ruth Marcus

In einem Projekt der Zusammenarbeit mit einer städtischen Nicht-Regierungsorganisation (NGO) in einem Slumgebiet von Mexiko Stadt spitzte sich die Frage meiner "deutschen Tugenden" Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Verbindlichkeit zu einem Thema zu, das unterschwellig zu Spannungen zwischen einigen Mitarbeiterinnen der Aktionsgruppe und mir führte.

Zu meinen organisationsexternen Aufgaben gehörte damals die Moderation der Kooperativen- und Erziehungsprojekte im Slum "Las Golondrinas". Wir hatten mit verschiedenen Frauengruppen des Slums Kurse vereinbart, die die Frauen sich aufgrund ihres Bedarfs an Erwerb von Kenntnissen und praktischen Fähigkeiten erbeten hatten. Diese lagen zu der Zeit vorwiegend in den Bereichen Kooperativenbildung sowie Gesundheits- und Erziehungsprojekte.

Die regelmäßigen Gruppentreffen zu den unterschiedlichen Themen fanden parallel an zwei Tagen der Woche am Vormittag und frühen Nachmittag vor dem Einsetzen des Regens statt. Der Regen spielte deshalb eine Rolle bei der Arbeitsplanung, weil er meistens in Form von Sturzbächen oder Wolkenbrüchen herabfiel. Allein der Lärm, den das Prasseln auf das Wellblechdach unseres kleinen Zentrums verursachte, war Grund genug, während der Zeit keine Kurse abzuhalten. Außerdem war es gefährlich, sich im Regen durch den Slum zu bewegen, denn dieser lag an einem Steilhang, an dem immer wieder Bergrutsche Wege und Hütten unter sich begruben.

Die Frauen der Selbsthilfeorganisation kamen einigermaßen pünktlich zu diesen Treffen und hatten sichtlich Gewinn und Spaß daran. Schließlich war jeder Kurs mit dem Aufbau eines Projektes zur Verbesserung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen verbunden, z.B. eines selbstverwalteten Ladens, eines Kindergartens, eines Gesundheitszentrums etc.. Unsere Mitarbeiterinnen der NGO verspäteten sich gewöhnlich ein bis zwei Stunden. Sie kamen mit dem NGO-eigenen Wagen und trafen sich auf dem Weg durch die Stadt an verschiedenen Stellen. Wenn jeder von ihnen sich ”nur 15 Minuten” verspätete, wie es immer hieß... Wenn sie schließlich ankamen, waren ihre Kursteilnehmerinnen meistens bereits wieder weggegangen.

Die Kommentare der Mitarbeiterinnen hierzu gingen vorwiegend dahin, die Frauen aus dem Slum hätten noch kein ausgeprägtes politisches Bewußtsein entwickelt, so daß in der Hinsicht noch viel zu tun sei. Wenn ich darauf verwies, daß die Frauen da gewesen seien und auf die Mitarbeiterinnen gewartet hätten, wurde ich bestenfalls wegen meiner "deutschen Tugenden" verlacht. Je ernster meine Kommentare wurden - ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß sie nicht oberlehrerhaft oder arrogant waren, im Gegenteil, ich scheute mich eigentlich, die Stimmung zwischen uns zu verderben - desto ernster waren auch die Reaktionen: stirnrunzelndes Schweigen und Austausch bedeutungsvoller Blicke zwischen den Kolleginnen. Es waren nicht alle Aktionsgruppenmitglieder derselben Meinung. Aber ich machte die Erfahrung, daß diejenigen, die auch lieber effektiver gearbeitet hätten, sich durch diejenigen dominieren ließen, die ihren Anteil am Problem nicht sehen konnten oder wollten.

Ich fühlte die Falle, in der ich war. Es stellte sich ja nicht die Frage, ob ich etwas sagen sollte, sondern wie ich es tun sollte, um die gewünschte Wirkung zu erreichen, ohne unsere Beziehung zu gefährden. Hätte ich nichts gesagt, hätten die Kolleginnen trotzdem gerwußt, wie ich dachte bzw. nach ihrer Vorstellung "Deutsche" in diesem Fall zu denken pflegen. Da die Lage unverändert blieb, war mir nur eines klar: Wenn keine Intervention von außen käme, könnte der Prozeß eskalieren.

Inzwischen wurde mir von ein, zwei Teammitgliedern angedeutet, meine deutsche Gründlichkeit ginge ihnen zunehmend auf den Nerv. Verschlimmernd kam hinzu, daß sich allmählich die Folgen der Vernachlässigung der Frauengruppen zeigten. Während die Kooperativen- und Erziehungsgruppen gut vorankamen und an Schwung und Energie gewannen, bröckelten die Gesundheitsgruppen bis zur drohenden Auflösung ab. Durch meine freundlichen aber deutlichen Kommentare war die Argumentation, die den Frauen die Schuld zuschob, blockiert. Mir war aber bewußt, daß der nächste Schritt des Prozesses der sein würde, daß ich die Schuld an der schlechten Situation der Gruppen zugeschrieben bekommen würde.

Daher thematisierte ich die Ereignisse bei unseren montäglichen Koordinationssitzungen. Aber dort spürte ich, daß es bereits zu spät war und sich das Problem nicht mehr ausschließlich im Gespräch mit der Aktionsgruppe würde lösen können, denn die dominierenden Gruppenmitglieder hatten schon angefangen, mir das Abbröckeln ihrer Gruppen anzulasten. Ihre Begründung war, ich würde mit meinem Verhalten die Frauen gegen sie aufbringen, und das, obwohl

ich - wie sie wußten - die Frauen der Gesundheitsgruppen oft vertröstet und unsere Mitarbeiterinnen im organisationseigenen Interesse in Schutz genommen hatte.

Der Erfolg dieser Aussprache war darauf begrenzt, daß die Sache zwar ruhte, aber das Thema selbst unverändert aktuell blieb. Ich wußte, daß die Vermittlung durch eine externen Instanz hilfreich sein könnte, wagte aber noch nicht, den Beirat einzubeziehen, denn ich dachte damals, daß das Problem dafür nicht groß genug war, um diesen damit zu beschäftigen, was sicher eine Fehleinnschätzung war, denn es ging um eine grundsätzliche Frage der Haltung gegenüber unseren Zielgruppen und nicht um die Haltung von Einzelpersonen und um kulturelle Inkompatibilitäten.

Das war der Moment, in dem ich beschloß, mir eine Vertrauensperson zu suchen, um mit ihr die Sachlage zu besprechen. Ich hatte das Bedürfnis, mit einer deutschen Person zu sprechen, die sowohl meine Hintergrundkultur als auch Land und Leute gut kannte. Meine Wahl fiel auf einen Pastor der deutschen evangelischen Gemeinde Mexikos, der mich auch gelegentlich in seine Arbeit einbezog, obwohl ich nicht zur Gemeinde gehörte. Schon bald hatte ich dann auch mexikanische Vertraute und sprach manchmal in schwierigen Situationen beide Seiten an. Das Ergebnis dieser ersten Beratung war, den Beirat als externe Instanz bei der Problemlösung einzubeziehen.

Den Mitarbeiterinnen der Aktionsgruppe kündigte ich dieses Ergebnis an und brachte das Thema in die nächste Beiratssitzung ein. Ich hatte einige Befürchtungen, denn der Konflikt hätte eskalieren können. Aber das geschah nicht, die Aktionsgruppenmitglieder, die ihre Linie so entschieden gegen meine Haltung vertreten hatten, waren durch diesen Schritt wieder ernst und zugänglich geworden. Ihre Argumentation hatte sich schon in ihren Vorgesprächen mit einzelnen Beiratsmitgliedern dahingehend geändert, daß ich nicht mehr die Schuldige an dem Niedergang der anderen Gruppen war. Die neue Interpretation meines Verhaltens war vielmehr, daß ich mir als Deutsche viel zu viele Gedanken um etwas für Mexiko Normales mache. In Mexiko klappten die Dinge anders, die Mexikanerinnen könnten besser improvisieren und daher gingen sie gewöhnlich gut aus. Ich sollte mir keine Sorgen mehr machen. Damit war ich zwar wieder bei den Teammitgliedern rehabilitiert, aber am Problem selbst hatte sich noch nichts geändert, es war nur verschoben.

Gerade , als ich mir überlegte, wie mein nächster Schritt in dem Zusammenhang aussehen könnte, kam ein Ereignis dazwischen, das die "Chemie" der Situation sehr bald änderte.

Ich bekam eine Einladung an einem Erfahrungsaustausch über Strategien der Arbeit mit den Menschen in städtischen Elendsvierteln teilzunehmen. Dort sollte es im wesentlichen um die Konzepte und Projekte der sandinistischen CDS (Comites de Defensa Sandinista) in ihrer Arbeit mit der Slum-Bevölkerung gehen. Das war eine völlig andere Ausgangslage als bei uns in Mexiko, denn hier arbeiteten von der Regierung gestützte Gruppen an der politischen Integration der Armen, die als Bevölkerungsgruppe im Vergleich zu ihrem faktischen Status und im Vergleich zu ihren Leidensgenossinnen in Mexiko aufgewertet und integriert waren.

Auch das Aufgabenspektrum der CDS, die mit ihnen zusammenarbeiteten, war ein völlig konträres. Während wir in Mexiko Selbsthilfeinitiativen gegen die Repressionspolitik lokaler Regierungsvertreter bzw. der Regierung unterstützten, wurde die Arbeit der CDS seitens ihrer Regierung initiiert, getragen und unterstützt. Um so interessanter war der Austausch.

In der Tagungsstätte, in der wir untergebracht waren, tagte auch eine Gruppe hoher Funktionäre der CDS auf Departementsebene. Ich setzte mich aus Neugier in ihre Abendsitzungen und hörte dabei einen Vortrag, in dem der Referent die Funktionäre eindringlich aufforderte, bestimmte "kontraproduktive Haltungen in unserem Volk" neu zu bewerten wie etwa Verantwortungslosigkeit, Unverbindlichkeit, Unzuverlässigkeit und Unpünktlichkeit. Diese Haltungen seien historisch bei den vorkolonialen Ahnen nicht belegt. Während diese Haltungen in der Zeit der Kolonie Formen des Widerstandes gegen die Unterdrücker und deren Helfershelfer gewesen seien und Sanktionen nach sich gezogen hätten, seien sie alles andere als heldenhaft. Vielmehr brächten sie nur Nachteile und würden sogar die Errungenschaften der Revolution gefährden. Die Folge sei ein unbewußter Selbstboykott, dazu eine Paralysierung und Deformie-

rung der eigenen Entwicklung. Dann folgten vielerlei Vorschläge, wie man diese neue Einstellung zu solchen Haltungen im Volk verbreiten könnte.

Für mich war dieser Vortrag eine wahre Erlösung und eine überzeugende Entgermanisierung dieser bislang teilweise auch von mir dem Deutschen oder dem Norden der Welt zugeschriebene Tugenden. Zwar war mir etwas mulmig beim Gedanken daran, wie meine Teamkolleginnen nach meiner Rückkehr auf ihre Nachfrage nach meinen Erfahrungen reagieren würden, denn ich konnte nicht genau voraussehen, ob er positiv oder negativ aufgenommen würde. Doch dann ging alles sehr schnell. Nach meiner Kurzdarstellung herrschte zunächst nachdenkliche Ruhe im Raum, bis eine Kollegin die zu den Trendsetterinnen gehörte, sagte: "Das leuchtet vollkommen ein." Von dem Tag an änderte sich das Verhalten der meisten Mitarbeiterinnen bezüglich ihrer eigenen Arbeitsmoral und ihrer Einstellung zu den Slumbewohnerinnen. Ein bis zwei Jahre später schlossen sie ihrerseits alle Kursteilnehmerinnen aus, die über 15 Minuten zu spät zu ihren Veranstaltungen kamen, so daß ich mich gelegentlich für mildernde Umstände einsetzte.

Begegnung als Irritation

Gisela Führing, Waxmann Verlag, Münster 1996, S. 20-22, 26, 28-33, 35

”...Zunächst aber galt es, sich in der neuen Situation zurechtzufinden...Um Kontakt zu den Tanzaniern zu bekommen, schien es mir unerläßlich, Kiswahili zu erlernen...Meine Anstrengungen im Lernen von Kiswahili...waren insofern erfolgreich, als bereits mit einem geringen Vokabelschatz schnell Anfangskontakte hergestellt werden konnten. Der Empfang durch die Tanzanier erschien mir dadurch noch offener und freundlicher, als ich ihn bereits von der ersten Reise kannte. Ich war bald von einer euphorischen Hochstimmung, von einer angenehmen Leichtigkeit ergriffen, die von der tanzanischen Lebensart auf mich überzuspringen schien...

Die schwierige, auch Druck verursachende Tatsache, immer als Weiße identifizierbar und selbst in der Hauptstadt eigentlich nirgendwo anonym zu sein, wurde durch das positive Gefühl kompensiert, mich im Alltag immer beachtet und zumeist akzeptiert zu fühlen. Ich konnte diese Aufmerksamkeit genießen, auch wenn meine politische Überzeugung der Tatsache entgegendstand, daß ich aufgrund meiner Stellung als Lehrerin und Weiße Privilegien innehatte. Ich versuchte, diese zu leugnen, indem ich kritisch jeweils nach dem Grund für so viel Freundlichkeit fragte und überall vorwurfsvoll alte koloniale Strukturen oder modernen Opportunismus vermutete...

Ich lehnte die starke Ausrichtung auf Europa, die ich überall in Dar Es Salaam von tanzanischer Seite spürte, ab. Die Konsumwelt der Industriegesellschaft, der ich meinte entflohen zu sein, kam mir hier in den Wünschen und Träumen der Tanzanier ständig entgegen...

Ich verweigerte vehement den Kontakt zu Tanzaniern, die mir in der vermeintlichen Verleugnung ihrer eigenen Rolle und Identität zu versuchen schienen, sich möglichst unverhohlen europäisch zu geben...Nach einer Weile setzten Enttäuschungen ein. Ich wurde der ”oberflächlichen” Konversation müde und hatte das Gefühl, über ein gewisses Standardmaß an Freundlichkeit nicht hinauszukommen. Die ewige ”small talk”-Ebene langweilte mich und befriedigte nicht meine Wünsche nach intensiven Kontakten. Was wirklich die Gemüter bewegte, welche entscheidungsrelevanten Abwägungen vorgenommen wurden, das blieb mir verborgen. Ich blieb irgendwie außen vor, bzw. wurde als Fremde außen vor gehalten...Da schienen mir Treffen mit anderen europäischen ”volunteers” aus England, Frankreich, Dänemark, Schweden usw. mehr zu bringen für mein Selbstverständnis und meinen Kommunikationsbedarf unter FreundInnnen. Diese Treffen waren wie ein Schutzraum vor zu viel Fremdheit...

Ich versuchte zu begreifen, wie meine Umgebung ”funktionierte”, was für sie selbstverständlich war, um mich entsprechend anpassen zu können. Gerade aber durch solche ‘objektiven’ Überlegungen unterschied ich mich wiederum von der Selbstverständlichkeit der Handlungs- und Wertungsmuster meiner tanzanischen Umgebung... Es wurde alles kompliziert, unüber-

sichtlich und unvorhersagbar. Es gab Tage, an denen fühlte ich mich wunderbar; an anderen konnten sich wie aus dem Nichts unüberwindliche Schwierigkeiten auftürmen. Mal hatte ich das Gefühl von Leichtigkeit, von fließender Übereinstimmung mit meiner Umwelt, in der dann auch - ob mit oder ohne Sprache - die Verständigung klappte; mal ging einfach Nichts, was ich wichtig fand oder mir vorgenommen oder erwartet hatte. Ich entdeckte unsichtbare Grenzen, die sich vor mir auftürmten und an denen ich rütteln konnte, so viel ich wollte - ohne Erfolg...

Was machte ich bloß falsch als Lehrerin, als Weiße, als Westdeutsche, als Frau? Ich wollte mich doch integrieren! Ich war bereit, fast alle Anstrengungen zu unternehmen, die nötig wären, um mich akzeptiert und an meinem Platz "richtig" und wohl zu fühlen. Meine Bewertungsmaßstäbe aber paßten hier offensichtlich immer wieder nicht. Alle mir bekannten Strategien zur Konfliktlösung, wie offene Ausprache, direktes oder spontanes Ansprechen halfen gar nichts...

Ich steckte mitten drin in einer Krise meiner Identitätssuche. Nun kam ich nicht umhin, über meinen Tellerrand hinauszuschauen, meine Einsichten zu relativieren, (Vor-) Urteile zu revidieren und das "Politische" so weit zu fassen, daß ich mich selbst darin auch persönlich sehen konnte. Andere Alternativen gab es für mich nicht; Abbruch wäre eine Niederlage gewesen; andere Beziehungen, Freundschaften und die Verpflichtungen, die ich der Autorengruppe des Reisehandbuchs gegenüber übernommen hatte, hielten mich zusätzlich hier. Totale Abwendung in den Rassismus, die immer latent als Möglichkeit mitschwang, wenn ich etwas mir Unverständliches wahrnahm und vorschnell bewertete, konnte ich mir sozusagen innerlich nicht leisten, dazu hatte ich mein Anspruchsfähnchen von Beginn an zu hoch gehängt; auch dies wäre eine Niederlage gewesen. Und so schnell wollte ich nicht aufgeben...

Diese Zähigkeit und dieser Mut waren ebenso mein "Kapital" wie mein Interesse an den Menschen und die Kontaktbereitschaft, mit denen ich immer wieder daran ging, etwas Unbekanntes zu ergründen...Mit zunehmender Familiarisierung gelang es mir, in verschiedenen Kontakträumen eine offene Athmosphäre zu schaffen, wo ich im Alltag Sicherheit und Kraft durch freundschaftlichen Rückhalt und gleichzeitig Herausforderung durch Erfahrung mit anderen fand. Dabei war es hilfreich, die verschiedenen Ebenen der deutschen, europäischen, tanzanischen Freundschafts- und der Arbeits-Kontakte zu haben, denn sie ergänzten sich gegenseitig...So stritten in mir der Integrationswunsch mit meinen sog. "persönlichen" Eigenheiten. Ich wollte Integration zu meinen Sonderkonditionen...

Ich hatte mich selten gefragt, wie sich meine tanzanische Umgebung damit zurechtfinden würde. Tanzanier lebten ja ebenfalls in ihrem selbstverständlichen unhinterfragten Alltag und hatten gar nicht im Sinn, sich auf mich als Fremde einzulassen; sie hatten andere Sorgen. Ich war so oder so eine Störung...Auf eine Rolle als Störer aber hatte man uns wahrhaftig nicht vorbereitet. Wir waren "Entwickungshelferinnen". Wir kamen überwiegend doch in dem Gefühl, zwei Jahre zu "opfern", ihnen uns und unsere Talente als Freiangebot zu "schenken"! Erst meine enttäuschten Hoffnungen brachten mich auf den Gedanken, die Sache mal von der anderen Seite zu sehen und mir selbst gegenüber aufrichtig zu werden...

Ich spürte zwar ein Korsett - kulturelle Grenzen, über die ich nicht hinaus konnte. Und darin war Enttäuschung enthalten: vorbei war der Traum von der totalen Integration und nahtlosen Assimilation. Andererseits aber fühlte ich mich entlastet. da ich mich nicht stets für mein Anders-Sein innerlich entschuldigen und mir Selbstvorwürfe machen mußte..."

Mitausgereister Ehemann und seine Akzeptanz: Erfahrungen und Empfindung aus Tansania

Volker Kaiser

Besprochen haben wir das schon seit unserem Kennenlernen - meine Frau und ich sind Mediziner, und einige Jahre nach der Hochzeit sollte nun der "Rollentausch" stattfinden. Der DED bot

das Forum dazu - Ursula bekam den Fachkräftevertrag, ich würde unsere beiden Kinder betreuen und fernschulisch unterrichten, den Haushalt "schmeißen", Marktläufer sein. Weiteres findet sich dann Vorort, so hieß es vorab.

Rational war das alles klar und definitiv gewollt! Warum sollte Ursula 13 Jahre in die schulische Ausbildung und weitere zehn in Studium und Beruf gesteckt haben, nur um dann Hausfrau zu sein, Kinder groß zu ziehen und nach viere Jahren Pause gänzlich in der Berufslosigkeit zu versacken? Wie schwer die Reintegration fällt (ob das so gewollt ist oder zumindest billigend in Kauf genommen?), das zeigen Untersuchungen, Artikel in Ärzteblättern und Ärztinneninitiativen der Bezirksärztekammer. Also los, ich nehmen die Chance wahr, einer von 5 % deutscher Familienväter zu werden, die ihre Kinder über ein Jahr lang betreuen!

Mit der Umsetzung begann es schon vor der Ausreise etwas zu hapern - in der großen Ländergruppe während der DED-Vorbereitung kam gelegentlich eine beklommene Spannung auf. Die Frau als Vertragspartner, Respekt!
Viel später, schon im Ausland, "steckte" uns eine universitär-qualifizierte Mutter jener Gruppe, daß auch sie sich gerne 'mal in einem eigenen Überseevertrag beweisen würde. Sie lachte: "Volker, manche unterschwellige Distanzierung kommt doch daher, daß dieser oder jene Ehemann Angst hat, seine Frau als Organisatorin des Haushaltes möge ihn auch einmal in diese Rolle drängen, um sich auf vergleichbare Weise verwirklichen zu wollen. Offenbar ist unsere Gesellschaft längst noch nicht so weit, so tolerant..."

Das merkte ich vor der Ausreise auch in Süddeutschland. Obwohl die sogenannte Gleichberechtigung der Frau in der BRD schon weit den 50er Jahren ins öffentliche Bewußtsein drängte, steht die Realisierung in vielen Bereichen unserer Gesellschaft nach wie vor aus: Wenn ich mit den Buben auf Spielplätzen weilte, saßen Mütter strickend und schwatzend auf Bänken nebeneinander; als Vater fühlte ich mich bei ihnen willkommen geheißen - nun ja, Väter sind eben auch Männer. Wie, fragte ich mich dann, soll das erst in einer noch konservativeren Gesellschaft Afrikas werden, einer ganz anderen Kultur? Obwohl mir meine fünf Auslandsverträge unter anderem schon fast zehn Jahre Afrika beschert hatten, kannte ich den Kontinent aus dieser Perspektive nicht.

Die Antwort ließ dann auch nicht mehr lange auf sich warten. Hatten alle DED-Familien per Einreisevisum den gleichen Start, so begann die Ausgrenzung schon bei den Folgebemühungen des DED-Büros in Dar-es-Salaam mit der Aufenthaltsgenehmigung. Die mitausgereisten Ehefrauen bekamen sie problemlos im Kielwasser ihrer angetrauten Fachkräfte, mir aber wurden immer nur Zweimonats-Visa in Aussicht gestellt. GTZ-ler, zu denen ich sieben Jahre auch gehört hatte, konnten dieses Manko in einem identisch gelagerten Fall dank stärkerer Lobby und zugkräftiger Argumente in Form finanzieller Projektvolumina locker überwinden - ich führte den Haushalt monatelang als "Tourist" in der geographisch-infrastrukturellen Sackgasse von Südost-Tansania.

Ein stark angesetzte Vorsprache beim zuständigen Immigrationsbeamten verlief in freundlicher, beinahe freundschaftlicher, Atmosphäre; wobei wir der Problematik keinen Zoll Boden abtrotzen konnten. Der O-Ton in etwa so: "Wenn so ein tropenerfahrener Mann wie Sie hier nicht arbeitet, dann kann mein Land für Sie nicht mehr tun."- "Luja soag i" - war das der Preis für den Rollentausch?

Nach fast fünf Monaten ergatterten wir einen Kompromiß als bescheidenen Modus vivendi: Wie ein minderjähriges Kind bekam ich einen Abhängigenstatus, einen sogenannten "dependants pass". So entfiel immerhin die Last der dauernden Visaverlängerungen. Doch jedesmal an der Landesgrenze wurde mein Paß lange studiert, manchmal beamtliches Getuschel, musternde Blicke in meine Richtung, und vor dem Abstempeln immer erst noch die Frage an das große Gegenüber mit schütterem Haar: "Sorry, but who are you dependant on?!" Hatte ich mich mehrfach zu Beginn noch in Erklärungen gewunden, so deutete ich später einfach auf meine Frau: "On her!" Einmal riß es mich gar zur Gegenfrage hin: "Möchten Sie von so einer Dame nicht auch abhängig sein?" Verblüffung und Humor ersparten mir einen unerquicklichen Ausgang.

Wir leben in einem Ort mit etwa 25.000 Einwohnern, so genau weiß man das nicht; Sterbemeldungen waren zuverlässiger als Geburtenanzeigen. Meine Frau ging zur Arbeit ins Krankenhaus, ich organisierte den Haushalt, versorgte nach bestem Vermögen die Buben, damals drei und fünft Jahre alt. Sie lernten Rad fahren, wir machten spannende Touren über dornige Sandpisten und felsigen Grund, durch Regenwasser angefüllte Flußbettchen und Morast. Auch fuhren wir zusammen zum Markt oder genossen eine Erfrischung in einer Teebude. Die blaßhäutigen Kerlchen waren bald bekannt! Wenn ich mal alleine radelte, rief es z.B. "baba Kevini" oder baba Christiani" hinter mir her - ich war also keine Person als solche für die johlenden Kinder, sondern eben nur der Vater dieser blondhaarigen Burschen. Oft wurde ich verwundert und voll Neugier gefragt, was ich denn so treibe, und wieso ich im "hospitali" keine Spritzen gebe oder operiere? Verstanden wurden die Erläuterungen des Mzungu wohl nie so recht.

Der katholische Kindergarten lag fast drei Kilometer entfernt; in ihm waren unsere beiden Söhne die einzigen Ausländer und Hellhäutigen unter 200 afrikanischen Kindern. Dieser Situation brachte häufiger Verlockungen oder auch Schwierigkeiten für die beiden mit sich, die hier nicht thematisiert werden.

Als ich die Jungs wieder einmal zu Kindergarten brachte - meistens nahm ich einen auf die Stange und den anderen auf den Gepäckträger meines stabilen - am Ort gekauften - chinesischen Fahrrades, raunzte eine etwa 40-jährige Tansanierin mich an: Warum ich denn meine Zeit mit den kleinen Kerlen verschwende, das könnte doch jede von ihnen genauso gut besorgen! Meine Rechtfertigung , daß ich meine Zeit gerne und auch ganz bewußt mit ihnen verbringe, kam so gar nicht an.

Unsere Urlaubszeiten und die häufigen Kindergartenferien differierten meistens. Doch an den Vormittagen, wo die Buben dort betreut waren, hatte ich dann satte zwei Stunden für mich gefälligen Verplanen: Mit dem Fahrrad ein gutes Stück die Teerstraße in Richtung Indischer Ozean entlang brettern, afrikanische Weite nach den letzten Hütten des Dorfes einsaugend, Einkäufe für das Mittagessen, danach Absprache mit unserem Hausmädchen und dem persönlichkeitsgefälligen Gärtner (vom Vorgänger als Sozialfall übernommen), ein paar Takte Musik auf Keyboard oder Gitarre, Selbststudium, Briefe schreiben; während einiger Monate auch Kurzzeitaufträge.

Gelegentlich suchte mich allerdings auch ein Stimmungstief heim, ein "moralisches!" Selbst das Wissen, daß die Vertragszeit und somit die Aufenthaltsdauer begrenzt ist, daß wieder andere Zeiten kommen werden, half bei solchen "Durchhängern" nicht spürbar - was will ich hier eigentlich? Diese dauernde Beanspruchung durch Kinderwünsche und -geschrei! Habe ich dafür etwa studiert? Und bin ich in dieser Gegend nicht sowieso fehl am Platze? Hier versteht doch eh keiner, was ich mache!
So kam ich als Mann erfreulicherweise dahinter, wie sehr Frauen als Mütter wohl ebenfalls häufiger Identitätskrisen durchmachen mögen - heilsam war das schon.

Und irgendwann wurde uns auch verständlich, was dabei mit hineinspielte: Wir lebten doch recht isoliert! Nachbarmütter mit ihren Kindern konnten natürlich nicht in das Haus des weißen Mannes kommen, und es ging für mein Empfinden noch weniger an, daß ich mit meinen Buben Frauen in der Umgebung besuchte - oh la la, was könnte da nicht alles passieren. Fremde in einer traditionell gefügten, patriarchalischen Gesellschaft, da schien Zurückhaltung und Anpassung geboten.

Anfangs war das natürlich nicht gleich so offenbar: Euphorie und Ernüchterung sind ja entgegengesetzte Pole eines Kulturwechsels, das war von uns doch schon einige Male erprobt und durchlebt worden. Hinzu kam, daß die ersten vier Monate ohne den zustehenden und auch zugesagten Wohnraum verstrichen; die Hälfte davon war ich mit mehreren Handwerkern verschiedener Fachrichtungen damit beschäftigt, ein total heruntergekommenes Haus aus Missionszeiten wieder bewohnbar zu machen. Da traf es sich gut, daß mich kein Arbeitsvertrag anderweitig fesselte, denn Handwerken ist Männersache, ebenso wie das Sorgen für eine familiäre Heimstatt. Hier lag ich als "mitausgerissener Ehemann" goldrichtig, war unter den baulichen Mitstreitern gut angesehen - einschließlich der Dispute um Finanzen und Materialien.

Manchmal, wenn meine Frau und ich mit dem tansanischen Distriktarzt diskutierten - er jünger als wir beide - kribbelte es etwas mulmig in unserem Bewußtsein. Denn auch wenn es um dienstliche Dinge ging, die meine Frau als Mitarbeiterin betrafen, so sprach er doch meist zu mir: Für ihn war ich der Ältere und Erfahrenere, folglich "Mzee" genannt.

Zum einen fühlte Ursula sich in ihrem Engagement verletzt, empfand sich bei ihrem Wunsch nach gleichwertiger Akzeptanz zurückgesetzt. Mir andererseits behagte die mir zugeschanzte Rolle überhaupt nicht: Quasi als der Senior-Vermittler eines Gesprächsinhaltes an sie, obwohl sie ja zugegen war! Ich konnte ihre Klagen nicht nur verstehen, ich sollte da zudem noch "heilen". Ein vorsichtiges Ansprechen unseres Problemes brachte keine Lösung, das ein Leben lang so erlernte Verhalten konnte sich verständlicherweise nicht wunschgemäß verändern.

Insgesamt hatte sich unser Leben dennoch bei den genannten und gegebenen Umständen weitgehend eingependelt. Ursula hatte sich als Ärztin Ansehen im Hospital erworben (vor allem Patientinnen äußerten sich zufrieden, daß sie endlich wieder einmal eine Frau als Anlaufstelle hatten), mich nahm man in meiner Rolle als schier unvermeidlich hin. Kontakte in unserem Umfeld und in Gemeinden verschiedener Konfessionen stellten sich ein und festigten sich zufriedenstellend.

Erneut durchmischte sich alles durch die Ankündigung unseres dritten Kindes. Komplikationen zur Halbzeit der Schwangerschaft führten zu fünf Wochen Bettruhe. Damals kam das Bild der "verkehrten Familie" etwas ins Wanken. Einmal, so gegen 23 Uhr, tauchten drei Personen vom Krankenhauspersonal auf (nachts legte nie eine allein die 100 Meter zu unserem Haus zurück - Skorpione und Schlangen gab es, und eine Zeitlang sorgte eine kleine Löwin für abendlich leere Straße - sie wurde nach Wochen der Verunsicherung erlegt): Der tansanische Distriktarzt hatte eine Operation angesetzt, der Patient lag schon seit einer Stunde auf dem Tisch. Doch der Medicus hält sich beim District Commissioner (Chef des Landekreises) auf und komme nicht bei: Ob denn Ursula diese Operation nicht durchführen könne. Die Auflage der Mission, Gynäkologin vom Nachbardistrikt zu strenger Bettruhe, wurde zwar angehört, aber der Patient lag dadurch ja weiter "unerledigt" dort drüben. Daher die direkte Frage an mich: "Kannst Du denn nicht einfach mitkommen? Du bist doch auch Doktor." "Nein, das geht nicht, ich bin in Tansania nicht als Arzt registriert. Deshalb darf ich hier nicht kurativ tätig werden." "Ach, danach fragt doch jetzt keiner!" "Jetzt nicht, aber gnade Gott unserer Aufenthaltsberechtigung, wenn etwas schief geht." Ich empfand frustriert, daß mir weder Verständnis noch Wohlwollen entgegenschlugen. Immerhin wurde dem Patienten doch noch Gutes zuteil: Ich war den Boten behilflich, den Distriktarzt rechtzeitig herbeizuschaffen.

Nochmals neu erlebten wir unsere Situation, als unsere Tochter (das größte Geschenk unseres Tansania-Aufenthaltes) dann unter uns weilte. Schlagen, Brüllen und Windeln fielen gewöhnlich in meinen Verantwortungsbereich, doch spätestens beim Stillen mußte ich die nicht vorhandenen Waffen strecken. Immerhin focht ich mit der Mutter aus, daß unser Baby sechs Monate lang gestillt wurde. Ursula ließ von ihrem übergroßen Eifer in puncto Verfügbarkeit im Hospital erst ab, als ihr von ihren Schwestern erklärt wurde, daß jede von ihnen ihr Baby stille - überhaupt keine Thema, daß es entweder zur Mutter ins Krankenhaus gebracht werde oder diese eine Auszeit daheim nehme. Und nachdem wir ja in etlichen Ländern die Vorteile des "breastfeeding" vehement propagiert hatten, wurden die Milchgänge auch für unsere Tochter produktiv gehalten. Sehr zum Wohle ihres persönlichen und gesamtfamiliären Gedeihens.

Natürlich brachte die Betreuung eines so kleinen Wesens durch den Vater etliche Frauen auf den Plan. Mit beharrlichem Austausch von An- und Einsichten gelang jedoch schlußendlich eine erfreuliche Interessensymbiose: Neben mir als Familienangehörigem wurde Klarissa Raphaela noch von etlichen jungen Damen, wortwörtliche "teenager", herumgetragen und betüddelt. Alle Beteiligten genossen das auf ihre Weise.

Leider blieb ich meinem Partner treu...

Ina Klaaßens-Koslik

Dann kam die Ausreise! Paradiesisch waren die Zustände in unserer Wahlheimat Sudan. Wir hatten 365 Tage des Jahres "Sauna gratis".

Den für die Erziehung von deutschen Kindern extrem wichtigen Videorecorder konnten wir in Ermangelung eines Fernsehers nicht kaufen. Damit oblag es mir höchstselbst, mich um meine Kinder zu kümmern. Diese Aufgabe nahm ich sehr ernst und heftete mir meine beiden wie Kletten ans Bein. Auch das war für unsere Partnerschaft sehr förderlich, da uns so die Zeit zum Lösen unausgesprochener Konflikte genommen wurde. Wir richteten uns streng nach dem Erziehungsgrundsatz, daß man sich nicht vor den Kindern streitet.

Manchmal blieb in unserer Ehe noch Zeit für" hochgeistige " Auseinandersetzungen. Eines meiner Lieblingsthemen war das Problematisieren von Wabbelpo, Zellulitis, Hängebrüsten und Schwangerschaftsstreifen. Ich fand in meinem Mann einen dankbaren Zuhörer. Er nahm um meinetwillen darin auch intensiv andere Frauen unter die Lupe, um sich ein Urteil als Experte vor Ort bilden zu können. Er verschlang speziell afrikanische Frauen förmlich mit den Augen, um die angesprochenen Problemzonen bei ihnen zu erkunden. Seine Feststellungen teilte er mir später jedoch nicht mit.

Um unser Sexualleben nicht einschlafen zu lassen, versuchte ich es mit Reizwische und zog in meinen lustvollsten Phasen meine langlebigen Frotteehöschen an. Zu meinem Unwillen muß ich jedoch gestehen, daß meinen Mann selbst das reizvolle weißgepunktete Höschen nicht anregte.

Trotz gelegentlicher Konflikte führten wir eigentlich eine vorbildliche Ehe. Man Mann sorgte uneigennützig dafür, daß sich mein Bildungsradius neben der vielen Hausarbeit unglaublich erweiterte. Seine nächtelangen Sitzungen vor dem Computer dienten in Wahrheit nur dazu, daß auch ich mich in diese hochtechnische Gerätschaft einarbeiten lernte, um ihm hin und wieder eine Nachricht übermitteln zu können. Damit ich aber ja nicht von Langeweile überfallen werden würde, baute er gerne immer neue Paßworte ein.

Auch ich selbst legte natürlich großen Wert darauf, neue Dinge und Weisheiten zu erfahren und las deshalb viele Bücher, darunter auch eines über Partnerschaft und Beziehungsfragen. Der Autor überbrachte die mir vollkommen neue Einsicht, daß auch Ehemänner ganz normale Menschen sind, Menschen, die ein Verlangen nach Freiheit, Unabhängigkeit und Eigenverantwortung haben.

So entschloß ich mich, die Bedürfnisse meines Ehemanns zu erfüllen, der mir diese bisher wohl aus tiefer Liebe verschwiegen hatte. Ich fuhr völlig selbstlos für eine Woche weg. Die Kinder ließ ich bei ihm, damit er uneingeschränkte Handlungsfreiheit bekäme. Ich gab ihm die Freiheit zu entscheiden, was er täglich kochen wolle. Unabhängig von mir sollte er herausfinden können, wie er am besten zehn Minuten zur Ruhe kommt. Er durfte selbst die Unterbringung der Kinder während seiner Arbeitszeit organisieren.

Als ich zurückkam, hatte ich einen glücklichen Menschen erwartet, der mich - dankbar über die Erfüllung seiner Bedürfnisse - freudestrahlend in die Arme schlösse. Aber - ich weiß nicht - entweder hatte der Autor nicht hinreichend recherchiert oder mein Mann besaß solche Begierden nicht. Unser Wiedersehen verlief ganz anders als ich es mir ausgemalt hatte. Jedenfalls mißtraute ich hernach allen derartigen Weisheiten.

Als ich mich in meinem umfassenden Bildungsdrang immer intensiver mit der Lebensweise von anderen im Sudan lebenden Ausländern beschäftigte und mir hierüber ausführlichst über dritte erzählen ließ, mußte ich zu dem Ergebnis kommen, daß man insbesondere aus Deutschland kommende Menschen - zu recht wohl - eindringlich vor den schrecklichen Spätfolgen der Ona-

nie gewarnt haben mußte. Die Berichte über deren sexuelles Verhalten drängten eine solche Schlußfolgerung geradezu auf.

Ganz unbürokratisch nämlich fand ein Tausch von Beziehungs- und Bettpartnern statt. Einige Entwicklungshelfer konnten ein tadelloses Ergebnis vorweisen. Da es in unserem Gastland keine offizielle Aids-Rate gab, konnte ich deren Verhalten nur begrüßen. Ich selbst hätte auch gerne einmal einen Tausch mitgemacht, doch in Ermangelung von Zeit, Ort, Gelegenheit und vor allem Phantasie, um eben diese Probleme zu lösen, blieb ich zu meinem Leidwesen meinem Partner treu. Zum Glück kümmerten sich andere um mein unausgefülltes und wenig vorzeigbares Sexualleben. So kam ich zu gleich mehreren außerehelichen Verhältnissen, wenn auch von rein erfundener Natur.

Sei es drum, man kann mit allem leben. Aber eines muß ich dieser Zeit wirklich zugute halten: Es ging nie der Gesprächsstoff aus. Fiel einem zu den DED'lern nichts mehr ein, konnte man nahtlos zum DED als Institution übergehen. Wir bleiben alle eine große Familie.

In Deutschland muß man seine Koffer selber tragen!

Gabriele Mader

"Que coisa feia!" ('Wie hässlich!"), meinte ein brasilianischer Freund mit sichtlich entsetztem Gesicht kürzlich zu mir, als ich ihm erzählte, daß wir in Deutschland nicht jeden gerade beim Mittagessen vorbeischauenden Menschen (ob bekannt oder nicht) freundlich einladen: "Essen Sie doch mit uns!" Genau umgekehrt ging es mir, als ich vor 12 Jahren in Brasilien die ersten Erfahrungen im sozialen Umgang sammelte. "Wie unehrlich!" dachte ich. Die Brasilianer laden jeden freundlich zum Essen ein, erwarten jedoch, das der andere ebenso freundlich ablehnt. Und dieser hält auch die Regeln ein, ein Ritual, das, wie viele andere, die Kultur in Brasilien prägen.

Das Wohl- oder Mißempfinden in einer anderen Kultur ist häufig von sehr subtilen Verhaltensformen beeinflußt, die wir selbstverständlich täglich wiederholen. Es sind soziale Rituale, die uns das Zusammenleben erleichtern oder verständlich machen. Doch Höflichkeit, Begrüßungsformeln und Erwartungshaltungen in verschiedenen Situationen sind in jeder Kultur unterschiedlich. Das fällt erst auf, wenn man/frau "über den Tellerrand" seiner eigenen Umgebung schaut und das Risiko eingeht, für eine Zeitlang in einer anderen Gesellschaft zu leben. Da ergeben sich lustige Situationen, Mißverständnisse oder bilden sich merkwürdige Meinungen und Vorurteile von anderen, oft ohne daß es den Beteiligten zum Bewußtsein kommt.
Heute, nach 12 Jahren, die ich mit einer kurzen Unterbrechung in Brasilien gelebt habe, lächele ich häufig noch über viele Episoden, die mir besonders in der ersten Zeit geschahen. "Du Arme, so allein bist Du hier!", bemitleideten mich in den ersten Monaten oft meine Nachbarn. Die Erfahrung des Alleinseins, der Unabhängigkeit - für mich selbstverständlich - wurde von ihnen als furchtbar empfunden. Mitleidsvoll fragten sie mich nach dem Verbleib meiner Familie und meinten damit nicht etwa meinen Ehemann, sondern meine Eltern und Verwandten.
"Das ist aber ungehörig!", waren für mich auch recht ungewohnte Worte, deren Sinn ich erst langsam zu entschlüsseln in der Lage war. Es betraf die goldenen Regeln des Benimms in Brasilien, wie z. B. Sage nie direkt "nein". Da machte ich zuerst natürlich reichlich viele Fehler - und bekam prompt zu hören, ich sei grob. Zweite Regel: Lehne bei Angeboten erst einmal ab und nehme dann beim zweiten oder dritten Angebot nur zögerlich an. Das führt zu einem beharrlichen Verhalten des Anbietens und hat - so fand ich - auch seine komplizierten Seiten, besonders in Beziehungsangelegenheiten zwischen Mann und Frau. Der ”erobernde” Mann insistiert also bei der umworbenen Frau bis diese endlich ”ja” sagt, denn sie ”ziert” sich ja nur. Zum ”gut erzogen” (educado) sein gehörte es aber auch, immer nur einen kleinen Teil vom angebotenen Kuchen, Kaffee o.ä. zu nehmen, und nie zu vergessen, vor dem Aufstehen aus einer Runde immer "Gestatten Sie..!" zu murmeln. Diese und andere Regeln gehörten für mich zu den ersten Lektionen. Etikette neu - und auf brasilianisch. Gar nicht so einfach zu Anfang!

Dabei hatte ich mir doch gerade angewöhnt (60-er Generation), möglichst offen meine Wünsche zu äußern. Da fällt das Verständnis für die neue Kultur nicht immer leicht. ”So etwas Kompliziertes! Das Leben könnte viel einfacher sein!", dachte ich oft in der ersten Zeit. Doch - siehe da! - das änderte sich langsam, aber kontinuierlich nach dem ersten Heimaturlaub nach zwei Jahren in Brasilien. "Sind die Deutschen doch plump!", dachte ich dann und fühlte mich manchmal sogar beleidigt von ihren unumwundenen Reaktionen. "Sei doch nicht so zimperlich!", sagten Freunde zu mir. Doch die blumigen netten Formeln im menschlichen Miteinander fehlten mir nun. Beim ersten Heimaturlaub lobte ich Brasilien in den höchsten Tönen, so daß einige meiner Freunde fast beleidigt waren.

Trotzdem ließ ich mich in den vier Wochen langsam wieder auf Deutschland ein, kroch wieder hinein in meine altbekannte Haut. So war eine richtige Identitätskrise fällig, als ich wieder in ”meine kleine Stadt” in Minas Gerais zurückkam, in der ich als Frau und als Fachkompetenz völlig aus dem Rahmen fiel. Da ich weder aus einer ”guten Familie” stammte, noch Jungfrau war, war ich für die dortigen Männer einfach keine Partie. Verwundert sah ich meine ledigen Kolleginnen für ihre Aussteuer nähen, sticken und stricken, Dinge, die höchstens meine Großmutter noch getan hatte. Auch der ambivalente, ”verklemmte” Umgang mit der Sexualität frappierte mich: Die ”erfahrenen” verheirateten Frauen machten sich einen Spaß daraus, geheimnisvolle Andeutungen über sexuelle Lüste zu machen und ”Ja-du-wirst-schon-sehen-Stories” zu erzählen, denen die unerfahrenen Jungfrauen neugierig-befremdet lauschten. Doch trotz tausenderlei Hinterfragungen meiner alten und neuen Werte (”Was finde ich gut, was finde ich richtig , und was nicht?”), ließ ich mich mit Haut und Haaren auf meine neue brasilianische Heimat ein. Ganz automatisch fügte es sich dabei, daß ich mich am besten verstand mit einer Gruppe von auch ”etwas anderen”, d.h. mit denen, die auch nicht so ganz der Norm entsprachen. Das waren Linke (wer dort damals zur Arbeiterpartei gehörte, wurde von den meisten ”politisch Korrekten” noch als ”Kinderfresser” verunglimpft), Homosexuelle (die wegen der herrschenden Vorurteile ihre wahre Sexualität total versteckten) und Künstler (die sowieso irgendwie anders sind). Auch meine Mitbewohnerin hatte ”sich verloren”, war ledige Mutter und mußte aus diesem Grund bei ihrer anderen WG ausziehen. Ich war hier bewunderte Außenseiterin.

Fast fünf Jahre lebte ich dort, wo ich auch heute noch gute Freunde habe, treue Freunde, einfach und ehrlich. Doch nach dieser Zeit fühlte ich mich als ”Nonne”, d.h. fast abstinent und im steten Einsatz für die soziale Arbeit. Da blieb mir nur die Wahl zwischen einem Doppelleben und dem Ausstieg. Ich entschied mich für das letztere und wechselte das Projekt. In Fortaleza, einer Urlaubsstadt am Strand im Nordosten Brasiliens, blieb ich weitere viereinhalb Jahre. Landeshauptstadt, Tourismus, tropisches Klima, Strand, Erotik ... das war eine andere Realität! Doch dieselbe hatte in meinem Alltag, der Arbeit mit unterernährten Kindern dritten Grades, mit der Kinderkrippen- und Frauenbewegung ein anderes Gesicht: Armut, Unterdrückung, Hunger, Tod, Dreck, Hoffnungslosigkeit, aber auch Solidarität und steter Kampf für bessere Lebensbedingungen.

Dasselbe Land, und doch führte ich ein ganz anderes Leben: Einerseits gehörte ich nun viel mehr dazu, war nicht mehr die Ehrenperson aus Deutschland, sondern Gabi mit dem witzigen Akzent, andererseits machte mir die schizophrene Wirklichkeit zuerst schon etwas Kopfzerbrechen. Hier der kühle Drink am Palmenstrand oder das prachtvolle Buffet im klimatisierten Restaurant, dort die Mutter, die ihr Kind verschenkt, weil sie es nicht ernähren kann und der in der Küche aufgebahrte Sarg eines drei Monate alten Babys. Ich lebte in beiden Welten, wechselte täglich zwischen ihnen hin und her.

Unbegreiflich, aber wahr: der Mensch gewöhnt sich an sehr vieles! Heute ist für mich dies alles fast ”ganz normal”. Ich denke kaum mehr darüber nach. Es ist eben so. Übrig geblieben ist jedoch eine gewisse Sensibilität; ein bißchen weniger brasilianisches ”se Deus quiser” (so Gott will) und mehr Empörung über Mißstände: die Korruption der Politiker, die Arroganz der Reichen, die Unwürdigkeit der Gesundheitsdienste...

Doch diese Stadt der Kontraste war und ist - trotz allem - ein Meilenstein in meiner persönlichen Entwicklung. Hier durchlebte ich eine sehr schwere Krankheit. Hier lernte ich eine bewegungstherapeutische Technik kennen, die mein Leben veränderte. Hier lernte ich Menschen

kennen, die mich ein Stück meines Weges begleitet haben, von denen ich gelernt habe, und die von mir lernten. Hier fühle ich mich zu Hause.

So blieb ich zwei Jahre länger dort, über den DED-Vertrag hinaus, mit Studentenvisum. Und dann, mit meiner neuen therapeutischen Ausbildung in der Tasche, plante ich blauäugig einen neuen Start in Deutschland - nach neun Jahren. ”Das hältst Du bestimmt nicht aus! Du bist ja schon Brasilianerin”, sagten meine Freunde in Brasilien. Selbst meine Mutter gestand mir 50% Brasilianerin zu. Und so kehrte ich als 'Ausländerin' (aber ganz deutsch aussehend) nach Old Germany zurück. Gott sei Dank gab’s noch das soziale Netz: Arbeitslosengeld. ”Und nebenher als Körpertherapeutin arbeiten und ganz langsam Fuß fassen,” dachte ich. Ganz brasilianischer Arbeitsstil.

Doch die ”Heimat” hatte sich verändert und ich mich auch. So waren Anpassungsschwierigkeiten vorprogrammiert. Das war mir ja schon klar gewesen, aber die Art der Schwierigkeiten frappierten mich doch. Erstens hatte ich ein Zeitproblem: Es war mir kaum mehr möglich, irgendwo pünktlich zu erscheinen. Leute, die mit jeder Minute rechnen, fanden das gar nicht so witzig. Ich auch nicht. Doch auf Kommando wieder pünktlich sein, ging irgendwie nicht. Zum zweiten fühlte ich mich auch im Organisatorischen gehandikappt. Ich war gewohnt, in Brasilien mein Kursprogramm für das nächste halbe Jahr oder ein Workshop mit einem Monat Vorlauf zu planen. Doch das ging in Deutschland nicht; viele Kursprogramme sind eineinhalb Jahre im voraus fertig. Mein Leben im Hier und Heute mit Flexibilität, größerer Lebenslust und fehlender planerischer Weitsicht erschwerten meine freiberufliches Dasein sehr. Aber auch das Bewußtsein darüber ermöglichte mir noch kein anderes Verhalten. So erlahmte mein Elan immer mehr, und Frust machte sich breit. Statt der erwarteten Begeisterung für die neu erlernte Technik traf ich auf Konkurrenzdruck, Skepsis, Vorurteile, Perfektionsansprüche; Interessentenmangel und finanzielle Unterbezahlung.

Ich hatte mich wirklich verändert. In Fortaleza hatte ich begonnen, meine Feminität zu hinterfragen. Konfrontiert mit der machistischen Gesellschaft in tropisch-genießerischer Lebensart, wo die wichtigsten Qualitäten einer Frau sind, hübsch zu sein, sich sexy bewegen, singen und tanzen können, änderte ich meine Ansichten und Verhaltensweisen. ”Du bist ja richtig eitel geworden!”, stellte zu ihrer eigenen Freude meine Mutter fest, die in Studentenzeiten vehement, aber vergeblich die schwarzen Klamotten unvorteilhaften Schnitts bekämpft hatte. ”Richtig sexy ”, fand mich auch mein Freund, der sich allerdings über meine fehlenden feministischen Ansichten entsetzte. Geprägt durch die Arbeit mit politisierten Frauenbewegungen hatte ich mich von der Position rein feministischer Strömungen entfernt. ”Du mit deinen ästhetischen brasilianischen Begriffen!” So sah es eine Berliner Freundin aus einem besetzten Haus in Ostberlin, als ich mich über eine Lilahaarige mit orangem Pullover und günen Hosen mokierte. Das Gefühl, in Deutschland nicht so richtig dazuzugehören, am falschen Platz zu sein, ließ in mir den Entschluß reifen, endgültig nach Brasilien auszuwandern. Nach eineinhalb Jahren war es soweit: Ein lokaler Arbeitsvertrag (das von Deutschland ”abgenabelte” Dasein wollte ich schon immer mal ausprobieren), ein ”bereitwilliger” Partner und ein Arbeitsvisum in der Tasche machten es möglich: Auf nach Brasília, der Hauptstadt im Riesenland Brasilien! Wer hätte das nun gedacht, daß dort Brasilien nicht Brasilien ist, nicht das Brasilien, das ich kannte, sondern just das; was ich bisher nicht so kennengelent hatte: Korruption, Klientelismus, Intrigen, Kompetition, Individualismus, Cliquenwirtschaft, Fernsehkultur...., mehr scheinen als sein....Karriere machen...Politik...

Ich hatte einen interessanten Job und Aufstiegschancen. Doch, war ich bereit, ein Rädchen zu werden in diesem Getriebe der Macht, dessen Opfer ich selbst oft genug werde? Mitspielen in diesem Spiel der bösen Buben, des ”schönen Scheins”, der ”Aparência” (Aussehen)? Nein, das nicht! Bittere Enttäuschung machte sich breit (verbunden mit einem persönlichen Schicksalsschlag: Beziehungscrash) und plötzlich auch eine sehr geringe Identifikation mit der Kultur, die ich zu meiner eigenen machen wollte!

Fazit: Ich bin doch keine Brasilianerin. Ich werde eine erneute Existenz mit mehr Bedacht und Vorsicht und im Bewußtsein, daß ich nirgendwo mehr ganz dazu gehöre, in Deutschland beginnen. ”Für Dich gibt es keine Lösung mehr”, meinte eine brasilianische Freundin zu mir. ”Du bist

und bleibst ein Mischmasch!" "Du hast weder eine deutsche noch eine brasilianische Identität, sondern eine integrierte", meinte eine andere Freundin.

Das war für mich die Schlüsselerkenntnis. Wirklich! Meine Identität und mein Verhaltensspektrum hat sich erweitert, und da gibt es kein Zurück! Ich muß mich nicht für oder gegen das eine oder das andere entscheiden. Es eröffnen sich mir reichere Möglichkeiten, ganz egal auf welchem Ort der Erde. Ich bin ich, und das überall.

Ausschlaggebend für die Wahl des Wohnortes/-landes waren für mich letztendlich die affektiven Bande: Vertrautheit, Liebe, Intimität zu Freunden und Verwandten, Beziehungen, die trotz jahrelanger Distanz Bestand hatten und das emotionale Grundgefühl zu Deutschland, das meinen momentanen Bedürfnissen entspricht.

Brasilien, und hier ganz besonders Fortaleza, wird jedoch für mich immer ein Ort der Kraft sein, wo ich ein großes Stück mehr ich selbst geworden bin, ein Ort, wo ich noch eine kleine Rückzugsmöglichkeit besitze, wo ich vielleicht noch einmal leben werde...
Gerade, vor kurzem, habe ich die Brücke geschlagen von der für ganz Brasilien verantwortlichen Behindertenfachfrau, die von Bundesstaat zu Bundesstaat jettet und ständig auf ihr Image achten muß, zur Dorflehrerin für zwölf erziehungsschwierige und lernbehinderte Jugendliche an der nordfriesischen deutschen Küste. Mein künftiger Wohnort wird ein Dorf mit 200 Einwohnern sein, genannt Welt. Meine neue Welt, womit ich richtig zufrieden bin."

Vorurteile gegenüber Fremden - die hab ich auch

Ernestine Schneider, DED-Brief, Nr. 1/93, S. 22-23

"...In Benin wurden meine Werte, die mir vorher gar nicht so bewußt waren, gründlich durcheinandergebracht. Zwei Beispiele verdeutlichen dies: Djalya, unsere zukünftige Putz- und Waschhilfe, stellte sich bei uns vor. Schnell waren wir uns über das Wesentliche einig. Zum Schluß kam dann doch noch eine Überraschung: Ich wollte mit ihr vereinbaren, wie oft in der Woche sie kommen und wieviele Stunden sie arbeiten sollte. Natürlich dachte ich nur daran, sie pro Stunde für ihre Arbeit zu bezahlen. Das verstand sie überhaupt nicht. Was sollte denn das bedeuten mit diesen komischen Arbeitstunden? Sie sagte mir: "Ich bleibe so lange, bis die Arbeit getan ist." Diese Art der Arbeitsauffassung war mir damals völlig fremd.

Nach ca. zwei Jahren in Benin wurde bei uns eingebrochen. In diesem Zusammenhang geschahen viele merkwürdige Dinge, die mir letztendlich Angst machten. U.a. wurde unser Hund vergiftet und Djibrila, der Nachtwächter, bestohlen. Meine Vermieterin wollte nach traditioneller Art eine Zeremonie gegen die Einbrecher veranstalten. Ich wollte, daß die Polizei mir meine gestohlenen Sachen zurückbrächte. Djibrila bestand darauf, einen feticheur (Zauberpriester) zu konsultieren, der den Dieb ausfindig machen sollte. In stundenlanger, halsbrecherischer Fahrt machten wir uns auf den Weg zum feticheur. In seiner Trance tat er viele mir unverständliche, unheimliche Dinge. Die Situation wurde mir allmählich immer fremder. Am liebsten wäre ich zur deutschen Polizei gerannt und hätte den Diebstahl angezeigt.

So hätte für mich alles seine Ordnung gehabt. Verlassen und verunsichert kam ich mir in dieser Welt vor, von der ich immer weniger verstand. Meine bekannten Bezugsrahmen waren "verrückt" und entwurzelt. Zum Glück hatte ich gute beninische Freunde. Sie merkten gleich, daß ich etwas aus der Bahn geworfen war. Geduldig versuchten sie, mir viele Dinge zu erklären und mir dadurch wieder Sicherheit zu vermitteln, was ihnen allmählich auch gelang. Mit der Zeit konnte ich akzeptieren, daß ich einfach nicht alles verstandesmäßig begreifen kann und muß. Es gibt Dinge und Situationen, die anders sind, fremd bleiben, mit denen ich aber trotzdem leben kann..."

Schritte interkulturellen Lernens

Gisela Führing, DED-Brief Nr. 1/93, S. 35-36

Ich konnte keinen Kongo-Beat mehr hören, ging nur noch mit weißen Freunden in Eurodiscos, aß kein "Ugali" mehr und hatte das Gefühl, in der Schule falsch zu machen, was man nur falsch machen konnte...Ich war enttäuscht: Mit Afrikanern, so viel hatte ich festgestellt, konnte man nur oberflächliche Beziehungen haben. Richtige Unterhaltungen über Wesentliches waren nur mit Europäern möglich. Männerbekanntschaften drehten sich immer nur um das Eine. Partnerschaftliche Beziehungen ohne Sex waren unvorstellbar. Die Frauen waren langweilig und hatten keine eigene Meinung, waren sowieso schwer zugänglich, bekamen laufend Kinder und hatten keine positive Jobidentifikation. Oh, ich hatte sie ja so gründlich studiert! Ich war jetzt, nach drei, vier Monaten, fertig mit ihnen...Ich hatte Angst, mich zu verlieren, wenn ich zu viel von diesem Fremden in mich einließe

Geschichten über das Fremdsein in der Heimat

Heino Hertel:

Im Januar

Es war eine sogenannte Szenekneipe, was das auch immer sein mag. Auf jeden Fall ein bißchen heruntergekommen, altes Mobiliar, wenig Licht und schrecklich verräuchert. Vielleicht gehörte das dazu, wie der kalte Luftzug durch die nicht richtig schließende Tür, der mich immer wieder frösteln ließ. Ich hatte die letzten Jahre in Afrika gearbeitet, in Uganda, nahe dem Äquator, und war erst wenige Wochen wieder in Deutschland. Ausgerechnet zum Jahresende war mein Vertrag ausgelaufen und mir blieb keine andere Wahl, als mich hier in der kältesten Jahreszeit eingewöhnen zu müssen. Erstaunlicherweise ging es bis jetzt ohne Erkältung. Das hieß aber nicht, daß mir die winterlichen Temperaturen angenehm waren. Vor allem dieser ständige Wechsel von Frost und Tauwetter ging mir auf die Nerven. Wenn ich mich gerade an Temperaturen knapp über Null Grad gewöhnt hatte und schon längere Spaziergänge ins Freie wagte, mußte ich am Morgen mit dem ersten Blick aus dem Fenster alles mit eisigem Schnee bedeckt vorfinden. Hätte mir noch vor einem Monat jemand ein Auto mit Sitzheizung angeboten, hätte ich ihm wahrscheinlich an die Stirn gefaßt, hier erschien mir der Gedanke auf einmal fast genial. Ich rede nicht gern übers Wetter, obwohl es wirklich eine meiner Hauptprobleme hier war. Auch nicht gern übers Rauchen: Soll doch jeder rauchen so viel er will, ist mir doch egal. Ich kann es ja auch nicht leiden, wenn mir jemand meine Gläser Rotwein vorzählt. Doch in dieser verdammten Kneipe war es derart verqualmt, daß mir die Augen brannten. Wieder etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. In Afrika saß man abends draußen, da war immer genügend frische Luft. Etwas Zigarettenrauch war eher gut gegen die Moskitos. Hier aber konnte man nicht einmal das Fenster öffnen, weil es so schon zugig und kalt war. Also eine Szenekneipe. Na gut.

Die Leute sahen alle halbwegs intelligent aus. Mit langen Haaren, Jeans und Sweatshirt, wiederausgegrabene 68er. Man konnte alle duzen, das war angenehm. Eine Bekannte hatte mich hier hergebracht. Ich kannte das Mädel nur flüchtig, hatte sie auf meinem letzten Deutschlandurlaub in einem Cafe kennengelernt, wo sie als Serviererin arbeitete. Jetzt hatte ich jenes Cafe wieder besucht und siehe da, sie erinnerte sich an mich. Wir quatschten ein bißchen, telefonierten ein paar Mal und schließlich lud sie mich in diese Kneipe ein. Da sollte Dichter Sowieso lesen und ob ich den nicht kenne, er schreibe Satire. Nein, sagte ich, kenne ich nicht. Aber warum nicht mal hingehen. Sie sah hübsch aus, schlanke Beine, kleiner fester Hintern. Ja, warum nicht mal zur Dichterlesung gehen. In die Szenekneipe. Meine Abende waren ohnehin nicht die ereignisreichsten. Anstatt den Wein allein in mich hineinzuschütten konnte ich es auch in Gesellschaft dieser reizenden jungen Dame tun. Vielleicht trank sie ja mit. Und unter Umständen konnte man sie auch anfassen oder sich sogar mit ihr unterhalten.

Im Mai

Das konnte nur noch eine beschissene Fahrt werden, so wie der Tag anfing. Es schiffte pausenlos und eklig, als ich früh die Augen aufschlug. Warum sind wir nur so vom Wetter abhängig? Scheint früh beim Aufwachen die Sonne, kann eigentlich kommen, was will an diesem Tag. Aber heute schiffte es eben. Da nützte selbst der Trost nichts, daß die Waggons ja immerhin Dächer hatten. Es half nichts. Ich hatte sieben Stunden Zugfahrt vor mir und es regnete. Das reichte, um mir die Laune für den Tag gründlich zu verderben.

Die Freundin, bei der ich die Nacht verbracht hatte, war ungewöhnlich zeitig aufgestanden diesen Morgen und hatte die Wohnung bereits verlassen. Sie hätte einen wichtigen Termin. Und wie sie das sagte, klang es wie ein Vorwurf, daß ich nie einen wichtigen Termin hatte, nie eine Vorladung zum Chef, denn ich hatte keinen. Ich war noch immer arbeitslos, also praktisch ein Schmarotzer, ein Mitesser im sauberen Gesicht der deutschen Gesellschaft. Zum Teufel mit ihren Terminen! Ob es wirklich an dem war, wollte ich nicht nachprüfen. Was sollte es auch? So richtig lief das mit ihr schon lange nicht mehr. Nicht, daß wir uns gestritten hätten. Nein, eigentlich war alles in Ordnung mit ihr und doch hatte ich schon eine ganze Weile das Gefühl, als würden sich nur die gleichen Szenen in unendlicher Folge wiederholen.
Meist war ich mit dem Auto gekommen und besonders diese Ausfahrt aus ihrer Stadt hing mir immer wieder vor Augen, wenn ich an sie dachte. Immer der gleiche morgendliche Stau, der mir, im Gegensatz zu den meisten anderen Autofahrern, gleichgültig sein konnte, denn ich fuhr ohnehin nur in die nächste Stadt um mich auszuschlafen. Ich stand immer, eingekeilt zwischen den Brummis, auf der Linksabbiegerspur und wartete, daß wir endlich die Autobahn erreichten, wo der Verkehrsstrom wieder fließen konnte. Und mir war, als würde eine Filmszene in unendlicher Folge wiederholt und ein Regisseur hinter den Kulissen steht und anordnet: Das Ganze noch einmal! Klappe!

Und wie ich jetzt allein in dieser fremden Wohnung stand, dachte ich: Irgendwann kommt die letzte Wiederholung, der letzte Entwurf zur endgültigen Fassung, die sich dann in mein Gehirn eingräbt.

Noch hatte ich ihren Wohnungsschlüssel. Doch ich mußte zugeben, daß ich schon seit längerer Zeit vermied, den Schlüssel zu erwähnen. Denn irgendwann, völlig unerwartet, wird sie einen Grund finden, nach dem Schlüssel zu fragen. Und sie wird bestimmt warten, bis sie einen wirklich plausiblen Grund hat, ihn zurückzufordern. Da kommt vielleicht die Mutter zu Besuch oder eine Freundin will bei ihr übernachten oder die Nachbarin soll den Gasmann in die Wohnung lassen oder die Blumen gießen und die Katze füttern. So ganz nebenbei wird sie mich eines Tages um den Schlüssel bitten, als sei es nur für ein paar Tage und dann einen weiteren Grund finden, ihn zu behalten. Das ist halt der Gang der Dinge. Entwicklungsbogen einer Beziehung. Soweit war es aber an diesem Morgen noch nicht. Doch mir kamen gerade heute diese trüben Gedanken. Vielleicht lag es ja wirklich am Regenwetter und dieser ewig langen Zugfahrt. Mußte mein Auto auch gerade jetzt in der Werkstatt sein? Ich suchte alle möglichen Vorteile der Zugfahrt in meinem Kopf zusammen, während ich mit den Händen die Sachen für den einwöchi-gen Besuch bei meinem Bruder zurechtlegte.

Sieben Stunden Autofahrt ist ja auch kein Vergnügen, sagte ich mir, im Zug kannst du lesen und dir deine Musik über den Walkman ins Ohr schrauben. Auch ein paar Bier konnte ich dabei trinken.

Das war schließlich die tröstende Idee. Ich hatte schon mehrere Tage kein Bier mehr getrunken und verspürte sofort einen riesigen Appetit. Mit der Freundin wurden es zwar stets gute und romantische Weinabende, doch so richtig prosaisch ein paar Flaschen in der Kehle verschwinden zu lassen, ohne erst Prosit und Gesundheit sagen zu müssen, hatte im Moment ungeheuren Reiz auf mich. Scheiß Kerzenschein und Feengesang! Her mit Bier und dem häßlichsten Neonlicht!

Ich packte mehrmals ein und aus, weil ich mit dem kleinen Rucksack auskommen wollte. Ich haßte nichts mehr, als mich mit Gepäck abzuschleppen. Das war immer so bequem mit dem Auto gewesen. Ich hatte bloß wahllos alles in irgendwelchen Plastiktüten verpackt in den Kofferraum geworfen.

Irgendwann schaffte ich es wirklich, die Wohnung zu verlassen. Zu Fuß wären es 15 Minuten zum Bahnhof, hatte die Freundin erklärt. Obwohl ich schnell ausschritt, brauchte ich 25 und sah die Rücklichter meines entschwindenden Zuges. Ich fluchte ausgiebig und voller Leidenschaft und sagte mir schließlich, nun ist zwar eine Stunde Zeit bis zum nächsten Zug, aber du kannst dir wenigstes noch ein paar Flaschen Bier für die Fahrt holen. Nachdem ich meine Fahrkarte hatte, begutachtete ich den Zeitungsladen im Bahnhof, großkotzig als Literaturshop angepriesen. Mal sehen, was diese Arschlöcher als Literatur anbieten, dachte ich, brachte aber dennoch gute 20 Minuten in dem Laden zu. Neben mir standen immer wieder zwei dicke geistliche Damen in Grau. Würden sie jetzt mit den St. Pauli-Nachrichten oder dem Playgirl zur Kasse gehen, würde ich sie gut finden. Aber sie kramten in den Kinderbüchern.

Nachdem ich meinen Widerwillen an den reichlichen bunten Kitschromanen und Journalen befriedigt hatte, kaufte ich, wie vorgehabt, eine Wochenzeitung. Schön dick, viel Gesülze, ein Kilo ohne Knochen. Ich konnte sie anschließend im Zug liegenlassen. Aber vielleicht ging ich ja doch die Stellenanzeigen noch einmal durch.

Gut. Nun noch das Bier. Aber der Imbiß im Bahnhof erwies sich als alkoholfrei. Im Minisupermarkt auch nur Säfte und Wässerchen, aber immerhin eine Sorte Bier, in Büchsen. Ich hasse Büchsen, aus ihnen zu trinken ist einfach widerlich. Aber mein Bier wollte ich haben. Zum Wegschwemmen meiner miesen Grundstimmung oder was auch immer. Zudem hatte ich irgendwie das Bedürfnis, nur friedlich vor mich hinzudämmern, ohne daß jemand mit mir den Bürotratsch der letzten Woche diskutieren will und gleichzeitig noch fragt, wann ich endlich wieder arbeiten gehe.

Also raus aus dem Bahnhof. Dann endlich ein kleiner Laden. Immerhin zehn Sorten Bier, eine Sorte in Flaschen, Einwegflaschen. Ich gab auf und kaufte ein Sechserpaket, obwohl es Berliner Bier war, was ich nicht mochte. Im Bahnhof polkte ich die Bierflaschen aus der Pappe und konnte wenigstens diese in einem Papiercontainer unterbringen.

Der Zug kam mit fünf Minuten Verspätung, was mich einigermaßen belustigte, denn der vorige war auf die Minute pünktlich abgefahren. Dafür vergrößerte sich die Verspätung von fünf Minuten auf zehn und so erreichte ich den nächsten Bahnhof genau drei Minuten nach Abfahrt meines IC. Na prima. An so einem Tag war ja auch nichts anderes zu erwarten.

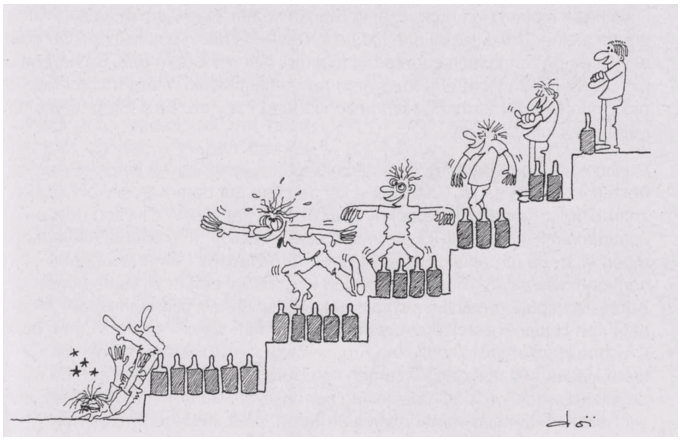
Ich ging zum Reisezentrum und sagte zu der Dame am Schalter: Ich möchte die Bundesbahn haftbar machen für die Verspätung. Ich konnte den Anschlußzug, den IC, nicht erreichen und habe in Köln einen wichtigen Geschäftstermin. Ich lächelte die Dame gewinnend an, obwohl sie gar nicht mein Typ war. Natürlich glaubte sie kein Wort von meinem Geschäftstermin, denn in Jeans und buntem T-Shirt, noch dazu mit einer Bierfahne am Vormittag, machte ich bestimmt eher den Eindruck eines Penners, aber nicht den eines aufsteigenden Managers. Trotzdem ging sie ernsthaft nach hinten, um sich Rat zu holen. Hinter mir sammelten sich derweil die Leute, die nur eine Fahrkarte haben wollten. Gleich werden sie mich anknurren, dachte ich, wie eine Hundemeute, als schon die Dame zurückkam und mir eine Karte mit der Adresse der Reklamationssteüe reichte. Alle Achtung! Und sie fragte sogar nochmals, wo ich hinwollte, und suchte mir die nächste und schnellste Verbindung heraus. Das war schon mehr, als ich erwartet hatte. Nur zehn Minuten bis zum nächsten Zug. Ich verzieh der Bundesbahn für dieses Mal. Ohne Probleme fand ich einen Sitzplatz. Schräg vor mir las ein Mädchen ihre Bravo und blickte nur selten und uninteressiert zu mir hoch. Hinter mir ein Rentnerpaar. Sie schaute gelangweilt aus dem Fenster, während er sie die ganze Zeit vollquatschte. Eigentlich hat er eine angenehme Stimme, dachte ich, auch ganz intelligente Sprüche auf Lager, aber sie muß es in den 30 Ehejahren langsam satt haben, denn sie antwortete nicht oder einsilbig.

Ich öffnete ein Bier, und süffelte es ziemlich zügig aus und brachte die leere Flasche zum Abfallbehälter. Als ich die zweite Flasche mit dem Messer öffnete, fragte mich der Opa hinter mir nach dem Öffner. Ich machte ihm die Flasche auf und reichte sie nach hinten und mußte ein paar Minuten warten, denn nun half er der Frau in den Mantel und verabschiedete sich wortreich. Na sowas, dachte ich, das ist ja gar nicht seine Frau. Hat der alte Zausel mit seinen flotten Sprüchen doch versucht, sie anzubaggern. Warum auch nicht, er war erst um die 60.

Ich wollte mir gerade die Kopfhörer auf die Ohren setzen, als eine halbwegs hübsche Blondine kam. Nur zog sie einen großen blauen Plastiksack hinter sich her und leerte die Abfallbehälter. Aber gekleidet war sie, als ob sie gerade zur Disko wollte. In den engen Jeans spannte sich ein fester runder Hintern und die Brust in dem engen weißen Pulli machte auch einen verdammt guten Eindruck. Sie war hübsch und hatte einen geschminkten Mund und nachgezogene Augenbrauen. Sie lächelte sogar, obwohl sie keinen anblickte. Gut, ein bißchen gekünstelt sieht es aus, dachte ich. Aber trotzdem würde sie eine heiße Nummer sein. Man müßte ihr hinterhergehen und sie dann in die nächste Zugtoilette ziehen. Aber ich blieb sitzen und sie blickte auch nicht zu mir, wie sie so den Abfallbehälter auskramte. Und dann zog sie auch schon den Sack weiter.

Ich öffnete das dritte Bier, verkroch mich in meine Kopfhörer und wartete darauf, daß ich schläfrig wurde. Aber statt dessen wollten mir die Stellenanzeigen nicht aus dem Kopf gehen. Als ob ich deshalb in diesen Zug gestiegen wäre. Ich wollte nichts weiter als meinen Bruder besuchen.

Gut, das war nicht völlig die Wahrheit. Am darauf folgenden Tag hatte ich mir vorgenommen, bei diesem Entwicklungshilfeverein noch mal vorzusprechen. Dort schmorte nun schon seit Monaten meine Bewerbung und nichts rührte sich. Oder sollte ich mir doch noch einmal die Stellenanzeigen vornehmen? Irgendwann mußte ich eine Arbeit finden. Die ersten Wochen Arbeitslosigkeit waren ja sehr angenehm gewesen und ich konnte mich nach den zwei Jahren Afrika in Ruhe wieder an deutsche, kalte Verhältnisse gewöhnen. Aber mittlerweile rückte langsam und unaufhaltsam jener Tag näher, an dem ich das letzte Arbeitslosengeld empfangen würde.



Ja, es ließ sich wirklich nichts in unendlicher Folge wiederholen. Irgendwann war jeder Film zu Ende und du glaubst es erst, wenn schon die Lampen langsam angehen und alle aufstehen und du auf die Straße gedrängt wirst, wo dich gleißendes Licht überfällt, undefinierbarer Straßenlärm und Staub und fremde Gesichter. Es wird mich da hinaus drängen, dachte ich. In Kürze. Es läuft ja schon der Abspann. Und ich verkroch mich nun noch tiefer in den Sitz des Zuges und öffnete ein weiteres Bier.

Im Juli

Sie wollte unbedingt mit mir gemeinsam in den Urlaub fahren. Weiß ich, was sie sich davon erhoffte, wahrscheinlich eine Intensivierung unserer Beziehung, eine stärkere Bindung aneinander, ein festeres Fundament für die Zukunft oder irgendso etwas. Ich sah dem Ganzen mehr skeptisch entgegen.

Ich war kein Urlaubsmensch, ich hatte im Gegenteil damit schon immer meine Schwierigkeiten. Ich erinnere mich an das Zelten mit der Seminargruppe während des Studiums, wozu ich nicht die geringste Lust verspürte, denn ich hatte gerade den Armeedienst hinter mir, einschließlich dreier Feldlager auf dem Truppenübungsplatz und zweier Manöver in Kasachstan, wo ich mir noch kurz vor der Entlassung eine Ruhr geholt hatte.

Jetzt ging es mir wieder so ähnlich, denn die Arbeit in den Nationalparks Afrikas hatte sämtliche Outdoor-Phantasien befriedigt. Ich hatte wehrlos Büffeln gegenübergestanden und am Ufer des Nils nach Krokodilen gegraben, sah Nilpferde zwei Meter vor meinem Zelt das Gras abweiden und hatte Impala-, Giraffen- und Gazellenfleisch gekostet. So nahm ich also eine meiner reichlich abgeschrammten Aluminiumboxen und packte mit gewohnter Routine ein, was für zwei Wochen Teneriffa nützlich sein könnte.

Es war uns eigentlich gleichgültig, wohin es ging, nur sollte es ein tropisch warmes Land sein. Zwar wäre ich gern mit ihr nach Afrika gefahren, um ihr zu zeigen, wo ich die letzten Jahre gearbeitet hatte, doch sie mochte das nicht. Ich hätte dann sowas wie Heimvorteil, meinte sie und würde ihr mit meinen ständigen Erklärungen auf die Nerven fallen. Sollte ich ihr gestehen, daß ich längst so etwas wie Heimweh nach der staubigen roten Erde verspürte, nach den schwarzen Gesichtern und dieser schlichten Herzlichkeit der Men-

sehen? Daß ich mich sehnte nach dem bunten Treiben der Märkte, Bergen von Ananas und riesigen Papayas und dem unvergleichlichen Aroma vollausgereifter Mangos?
Doch darum ging es jetzt nicht. Wir wollten doch nur erfahren, wie es uns zwei ergehen würde, wenn wir Tag und Nacht zusammen verbringen und nicht nur hin wieder ein Wochenende. Nachdem wir schlicht alle Reiseprospekte durchgesehen und die Angebote mit unseren finanziellen Möglichkeiten verglichen hatten, einigten wir uns auf Teneriffa, auch wenn da noch so viele tausend Touristen jährlich hinfahren. Schließlich war uns, wie schon gesagt, das Reiseziel zweitrangig. Um aber dennoch den Hotelburgen zu entgehen, buchten wir in einer kleinen privaten Finca, die einem deutschen Ehepaar gehörte.

Finca bedeutet eigentlich Bauernhof, aber das hier war nichts als ein größeres Einfamilienhaus mit angebauten Ferienwohnungen, die noch dazu sehr klein waren. Dafür gab es zu jedem Zimmer eine Terrasse und im Garten sogar einen Swimmingpool. Die Finca lag halb am Berg in der südlichen Halbwüste der Insel, wo zwischen den Felsen nur ein paar Büsche ein dürres Dasein fristeten. So verbrauchte der Vermieter bestimmt Unmengen an Wasser, um wenigstens rings um das Häuschen Oleander, Wandelröschen und Bougainvillea am blühenden Leben zu erhalten.

Am nächsten Morgen erstanden wir in der ersten kleineren Hotelstadt ein Weißbrot, etwas Kuchen und Wasser. Der Supermarkt sah aus wie mein Dorfladen in Deutschland, nur daß er ein breiteres Sortiment an Sonnencremes und Postkarten hatte.
Wir folgten der Straße wieder bergaufwärts, in vielen engen Serpentinen. In manchen Kurven hielten wir an und blickten auf das Meer hinab. Andere Touristen machen das genauso. Wir fuhren den ganzen Tag über die Insel mit dem Leihwagen. Nicht so weit, vielleicht hundert Kilometer. Aber auf den kurvenreichen Bergstraßen fährt man nicht so schnell. In einem Städtchen setzten wir uns in diesen kleinen Park im Zentrum, denn, wie meine Freundin erzählte, jede spanische Stadt hat dort einen Ausschank. Den soll auch jede spanische Stadt haben. Ich ließ mir ein Bier geben, die Freundin trank einen Saft. Dann gingen wir etwas durch die Straßen. Alles war hell, sehr sauber und an den weißen Hauswänden waren beschnitzte Holzbalkone und beschnitzte Türen. Das sah sehr hübsch aus. Und wir gingen da herum und ich fragte mich die ganze Zeit, was wir eigentlich hier wollten.

Da sind wir nun hierher gekommen, um bei der Mittagshitze durch eine fremde Stadt zu laufen, dachte ich. Wir sehen uns die beschnitzten Balkone anund machen ein paar Fotos. Dann setzten wir uns in den Park und trinken etwas Kühles und sehen andere Touristen, die wie wir in der Mittagshitze durch die fremde Stadt gehen und die beschnitzten Balkone betrachten und ein paar Fotos machen und dann im Park etwas Kühles trinken. Nach zwei Wochen fliegen alles wieder nach Hause und zeigen den Freunden die Fotos von den beschnitzten Baikonen. Und im nächsten Jahr kommen die dann auch hierher und laufen in der Mittagshitze durch die fremde Stadt.

Wir werden die zwei Wochen nichts Sinnvolles tun. Wir werden ans Meer fahren und in die Berge und in den Städten beschnitzte Balkone betrachten. Abends essen wir immer in einem anderen Restaurant, mal Fisch, mal Kaninchen. In diesen zwei Wochen werden wir uns über die Berge freuen und das Meer, und die Restaurants am Abend und über die Mittagshitze in den unbekannten Städten und die beschnitzten Balkone. Das ist also Urlaub.
Was hast du denn? fragte meine Freundin und blickte mir besorgt in die Augen, weil sie bemerkt hatte, daß ich irgendwie gedanklich abwesend war. Nichts, sagte ich, eigentlich gar nichts. Du hast schlechte Laune, stellte sie fest. Nein, widersprach ich, ich habe keine schlechte Laune. Ich weiß nur nicht, was wir hier wollen. Ist es etwa nicht schön hier? fragte sie. Wir haben herrliches Wetter. Und die Stadt, ist sie nicht schön mit diesen beschnitzten Baikonen und Türen? Ja, bestätigte ich, sie ist schön mit ihren beschnitzten Baikonen.

Am nächsten Tag kleidete ich mich wie ein Tourist: abgeschnittene kurze Jeans, buntes T-Shirt, Sandalen, Sonnenhut. Es war heiß. Die Mittagssonne knallte herunter. Wir waren unterwegs in die Berge und hielten in einem kleinen Ort. Wunderschöne blühende Gärten, kleine Gassen, aus Vulkanstein geschichtete Mauern und dazwischen ein schiefes Holztor, von Regen und Sonne gealtert, wie ein Gesicht. Die Freundin machte ein paar Fotos.

Siesta. Mittagsruhe. Wir gingen weiter in den Ort hinein, doch schließlich hielt ich es nicht mehr aus und blieb stehen. Es ging nicht, es war mir einfach unangenehm. Wir als bunte Uhus hier in dieser dörflichen Mittagsruhe. Wie die Papageien sahen wir aus. Würde ich denn so durch mein eigenes Dorf laufen, behängt mit Fotoapparat und Nylonrucksäckchen?
Was hast du? fragte meine Freundin. Ist es dir zu heiß? Vielleicht, wehrte ich ab. Ich geh schon zurück zum Auto. Da saß ich dann und sah mir das Dorf von außen an und versuchte, ein nettes Gesicht zu üben und Urlaubslaune, denn meine Freundin mußte gleich zurückkommen. Irgendwann sind wir auch in die großen Hotelstädte an der Küste gefahren, wo ein Klotz neben dem anderen steht, Parterre immer diese Ladenstraßen und bunten Stände, wo es eigentlich nur überflüssiges Zeug zu kaufen gab, von der Sonnencreme mal abgesehen. Dazwischen schwappten Wogen lausender buntgekleideter Touristen, die nach Sonnenöl und Parfüm rochen und in den Läden nach etwas Brauchbarem kramten. Ich fühlte mich seltsamerweise von diesen Menschenmassen keineswegs abgestoßen, sondern hätte stundenlang in einem der Straßencafes sitzen können und dem Treiben wie einem Film zuschauen.

Du fühlst dich bestimmt unter den vielen Menschen nicht wohl, stimmt's? Du bist doch die letzten Jahre immer alleine gewesen in deinem Busch in Afrika. Da hast du immer nur Antilopen gesehen. Unsinn! Sagte ich. Ich fühlte mich durchaus wohl. Ich könnte sogar stundenlang den Leuten auf diesen Strandpromenaden zuschauen. Aber ich komme mir irgendwie überflüssig vor. Als wären wir hier zwei Wochen eingesperrt und dazu verurteilt, nichts zu machen. Da, schau dir mal die Langusten im Aquarium an!
Die zwei Wochen Urlaub waren bald vorüber. Meine Freundin schrieb noch etwas Nettes ins Gästebuch unserer Vermieter und kaufte verschiedene Geschenke für Freunde und Verwandte in Deutschland. Sie hatte auch viele Fotos gemacht und stellte später ein ganzes Album daraus zusammen.

Zum Glück fragte sie mich nicht, wohin der nächste Urlaub gehen würde. Es würde keinen gemeinsamen mehr geben, das ahnte sie bereits, warum aber, war ihr unklar. Denn es war doch ein schöner Urlaub gewesen. Wir hatten die kleinen Bergstädte gesehen und die Strandpromenaden der Hotelburgen und sogar den Rico del Teide gemeinsam bezwungen. Wir hatten die Wärme genossen, uns häufig geliebt im Bett und zwischen den Felsen und uns nicht ein einziges Mal gestritten.

Ich aber dachte: Das ist nichts für mich, so ein Urlaub. Als ob ich das nicht schon vorher gewußt hätte. Was versuche ich es denn immer wieder! Das machen Leute, die eine Heimat haben, eine Wohnung mit HiFi-Anlage und Fernseher und Sesselecke. Leute, die Tag für Tag ins Büro gehen oder in den Betrieb und ein Jahr lang das Geld sparen, damit sie dem, was sie sich mit viel Mühe zusammengekauft haben, für ein paar Wochen entrinnen können. Die kommen dann hierher und berauschen sich am Anblick des Meeres und der Berge und der beschnitzten Balkone. Und die Freundin wird auch wieder ein Jahr lang ihr Geld sparen und vielleicht reicht es dann sogar für Kenia und eine Touristen-Safari. Ich aber werde nicht eine, sondern alle vier Alu-

min-umboxen packen, so wie beim letzten Mal, als es nach Uganda ging. Das war mir nun endgültig klargeworden. Bei irgendeiner Organisation werde ich eine Stelle im Ausland bekommen. Ich brauche den Palmenwind und die staubige Hitze und das strahlende Lächeln der schwarzen Gesichter, das pralle, ungeschminkte Leben auf den Märkten, die Gelassenheit des Alltages, den Rhythmus der Trommeln und den Tanz aus den Hüften und den unbeschreiblichen Genuß eines kalten Bieres in den Straßenkneipen von Kabalgala nach einem heißen Tag. Und Deutschland? Deutschland ist mir immer einen Urlaub wert.

Briefe aus Deutschland - Briefe aus Kamerun

Emmanuel Fritzen: DED-Brief, Nr. 1/93, S. 31-32:

”...Als wir in Deutschland ankamen, merkten wir, daß wir uns in eine andere Welt eingelebt haben. In den ersten Stunden war ich reichlich verunsichert. Einiges konnte ich gar nicht richtig fassen. Im Gang des Frankfurter Flughafens sah ich sechs öffentliche Fernsprecher nebeneinander angeordnet - und alle funktionierten! In Ermangelung eines funktionsfähigen Telefonsystems in Kamerun haben wir in den vergangenen zwei Jahren nur sechs Telefongespräche geführt. Besonders sprachlos war ich darüber, daß die Klofrau auf der öffentlichen Toilette ihren eigenen Dienstapparat hatte. Auch der erste Einkauf im Supermarkt war erschreckend. Viele Menschen schoben mit heruntergezogenen Mundwinkeln ihren Einkaufswagen durch die Gänge und luden ein, bis Berge auf den Wagen waren. Kein freundliches Wort, kein Gespräch, nur eine anonyme Masse. Am Gemüsestand vermißte ich die Verkäuferin, die noch vor zwei Jahren, die Tomaten abgewogen und ausgepreist hatte. Als ich danach fragte, deutet jemand stumm auf die Tafel, auf der erklärt ist, wie ich selbst meine Tomaten abpacken und abwiegen muß. Beim Druck auf das Knöpfchen mit dem Tomatensymbol kommt der Preisaufkleber lautlos und ”unpersönlich” aus dem Wiegeautomat... In der U-Bahn scheinen alle abgespannt und müde, Menschen, die frustriert und schlechtgelaunt aussehen und kein Wort miteinander reden. Aber tröstet euch, ich habe den Kulturschock schnell überwunden. Nach circa einer Woche war ich wieder angepaßt, habe auf der Rolltreppe die Rentner wortlos überholt, meinen Einkaufswagen vollgepackt und bin mit Tempo 75 durch die Wohnsiedlung gerast. Nach zwei Jahren Kamerun fallen aber auch andere Dinge auf: Landschaftlich reizvolle Straßen ziehen sich abseits der Autobahn dahin, schlängeln sich in der Pfalz in schmalen Tälern, zwischen tiefen Wäldern und versteckten Wiesen hindurch. Die endlosen Weinberge entlang der Weinstraße, die wunderbaren, kleinen Ortschaften mit Fachwerkhäusern und Stadttoren in Nord-Hessen, die weit überschaubaren Felder und Wiesen in Mecklenburg und Schleswig-Holstein, immer wieder durchzogen von Waldflächen... Die Reintegration nach Deutschland war problembeladen. Wir hatten Anpassungsschwierigkeiten. Viele alte Freundschaften sind eingeschlafen, weil man sich nichts mehr zu sagen hatte. Neue Freundschaften haben die entstandenen Lücken gefüllt. Viele davon basieren auf der gemeinsamen Erfahrung ”draußen”...”

Bolivien - Deutschland 1997

Silke Kramer

Ein letzter Besuch bei Freunden in Santa Monika

“So, da willst du also nach Deutschland zurückgehen und wieder eingepfercht in so einem blöden Affenkäfig leben ... Oh Gott, oh Gott! Nö, das könnt´ ich nicht mehr ...”sagt Karl, ein ehemaliger Entwicklungshelfer, und reitet über seine 700.000 ha große Hacienda.

“Bleiben Sie doch hier, Dona Silke! Sie werden Schwierigkeiten bekommen in Ihrem Land. Sie sind doch jetzt eine von uns. Sie lachen viel mehr, Sie sind ruhiger geworden, sprechen unsere Sprache, tanzen unsere Tänze und schippen mit uns Sand aus dem Fluß für den Bau des neuen

Kindergartens. Sie schimpfen nicht mal mehr, wenn wir zu spät zur Sitzung kommen. Was meinen Sie, wie es Ihnen ergehen wird in Deutschland ... Man sagt, in Ihrer Heimat seien die Menschen Sklaven ihrer eigenen Zeit, stimmt das?" Don Jose gähnt und wiegt sich mit einem zufriedenen Lächeln in der Hängematte in seine Siesta.

Berlin, nettes Kaffeetrinken in WG-Küche

"... Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was für Existenzängste ich manchmal habe: Ich schlafe nicht mehr richtig, hab´ keinen großen Appetit mehr und frage mich jedes Mal, wenn ich in die Oper gehe, wie lange ich mir das noch leisten kann. An´s Alter gar nicht zu denken! Wahrscheinlich werde ich vorher verhungern! Seit dem neuen Therapeutengesetz bin ich als freischaffende Psychologin richtig aufgeschmissen. Über die Krankenkasse kann ich nicht mehr abrechnen und ´ne selbstbezahlte Therapie kann sich doch heutzutage kaum noch jemand leisten."

" Ja, ja! Langsam geht´s uns allen an den Kragen. Du mußt heute ja selbst als Beamtin um deine finanzielle Sicherheit fürchten. Ich bin nur froh, daß sie uns nicht das Weihnachtsgeld gekürzt haben, sonst hätten wir dieses Jahr die Feiertage zu Hause verbringen müssen und nicht wie sonst auf unserer ´Dom-Rep´ ..."
"Na, als Beamte, und dann auch noch Doppelverdiener, da habt ihr´s doch gut, Mensch! Aber ich als Unternehmerin mit drei Angestellten - Ihr glaubt ja gar nicht, was ich alles abdrücken muß, um meinen Leuten ein halbwegs angemessenes Gehalt zu zahlen. Und um was ich mich alles kümmern muß! Diese ganze Bürokratie, schon allein wegen der Löhne!"
" Dafür hast du keine Kinder, und wir haben zwei davon und dann noch große, und du weißt ja: ´Kleine Kinder, kleine Wünsche - große Kinder, große Wünsche!´ Mein Sohn will demnächst für ein Jahr in die USA, das kostet uns 12.000 US-Dollar, plus Flug, plus zwei bis drei Hundert Dollar Taschengeld im Monat. Und das ist noch billig, da gibt´s viel teurere Organisationen für´n Schüleraustausch. Ich meine, eigentlich will ich mich gar nicht beklagen, weil ich finde, daß das ´ne ganz prima Sache ist, nur, es kostet einfach was."
" Ja, klar, das mit den Kindern kann ich natürlich nicht beurteilen, aber was ihr euch nicht vorstellen könnt ist, was ich ackern muß, um allein die Sozialabgaben für mich und meine Mitarbeiterinnen zahlen zu können. Mein Einkommensteuersatz liegt jetzt bei fast 53 Prozent. Nee, also ich hab´ beschlossen, ich mach das einfach nicht mehr mit! Ich will nicht mehr so viel arbeiten! Für wen denn?"

"Da hast Du vollkommen recht! Bei den Steuern, die wir zahlen! Und wenn man sich dann anschaut, wo unsere Steuergelder bleiben und wer alles gut davon lebt! Diese ganzen Sozialhilfeempfänger, die wissen doch genau, wo sie abzocken können, manchmal sogar doppelt und dreifach. Da versagt plötzlich unser ganzes Datensystem, weil angeblich die Computer der Ämter in Ort A nicht die Daten von Ort B gespeichert haben, und da werde ich mir, was den Datenschutz angeht, manchmal richtig unsicher, ob das noch so aufrechterhalten werden sollte ... Da gibt es doch ´ne Menge Leute, die bei verschiedenen Ämtern gleichzeitig abzocken, das müssen wir meiner Meinung nach mit allen Mitteln verhindern."
" Ganz genau, und meistens sind´s Ausländer und welche aus den neuen Bundesländern. Die wissen am ehesten, wo was zu holen ist."

"Kein Wunder, daß unser Staat langsam pleite geht und wir immer mehr verarmen."
"Ja, aber das trifft natürlich nicht auf alle zu. Es gibt ja auch welche, die werden immer reicher und reicher. DIE müßten abgeben, aber das machen sie natürlich nicht."
"Na ja, wer will schon den Gürtel enger schnallen, das will ja keiner, ich ja auch nicht ..."

Im Haus von Dona Eva, das aus einem Raum besteht

Wir sitzen auf Kisten und Baumstümpfen im Kreis: Don Aldo, Nelson, Saol, Dona Eva, Luisa, Anna und ich. Die Stimmung ist wie immer gut. Ein einziges Glas mit Bier geht um. Jeder

nippt und gibt es weiter. Zwei Männer teilen sich eine Zigarette. Wir unterhalten uns über jemanden aus der Nachbarschaft, Don Leo, der krank ist und versorgt werden muß.
Im Barrio "El Carmen" herrscht noch ein einfaches Gesetz von Geben und Nehmen: Die Ärmsten geben den noch Ärmeren.

Die Reichen geben nichts. Sie wohnen weit weg, hinter Mauern, Stacheldraht, Alarmanlagen und haben Schutzpersonal. Sie haben Angst um ihre Habe. Von ihnen wird keine Wohltätigkeit erwartet. Und auch nicht vom Staat.

Dona Carmen war empört, als sie zum ersten Mal Steuern auf ihre kläglichen Einnahmen aus dem Kiosk zahlen sollte. Als ich meinte, daß sie damit eventuell helfen könnte, einen Kindergarten zu bauen oder das Gesundheitshaus einzurichten, zeigte sie mir einen Vogel. "Das weiß doch jeder, daß das Geld in die Hosentaschen von den Politikern wandert." Und sie hat recht. Ansätze zum Wohlfahrtsstaat sind in Bolivien nicht in Sicht, da ist Selbsthilfe angesagt. So leben die Menschen in den Armenvierteln von Santa Cruz im Hier und Jetzt - sicherheitshalber. Wo es kein Zukunfts-Denken gibt, da gibt es auch keine Zukunfts-Ängste. Wo Individuationsprozesse noch nicht so stark vorangeschritten sind, gibt die Gemeinschaft Geborgenheit.

Ein Brief aus Bolivien

... Wie soll ich meinen Kindern klar machen, daß Du wirklich fort bist. Immer wieder verlangen sie von mir, zu Deinem Haus zu gehen und zu schauen, ob Du nicht doch noch da bist. Dann stellen sie sich an den Gartenzaun und rufen laut deinen Namen, bis die neue Senora rauskommt und sagt, daß Du in Deutschland seist. ... und dann werden die Kinder traurig, und es fangen die vielen Fragen und Antworten an: daß Du jetzt endlich wieder in Deinem Vaterland bist und daß Du wieder mit Deiner Familie zusammen sein kannst und daß Du Deinen deutschen Freunden ganz viel von Bolivien und von uns erzählen wirst usw.

... Weißt Du, erst habe ich Pepe überhaupt nicht verstanden. Immer wenn ich depressiv war und anfing ihm davon zu erzählen, daß ich so leide, weil Du fort bist und ich Dich so sehr vermisse, hat er gesagt, Du würdest ihm gar nicht so sehr fehlen. Erst habe ich mich gewundert, aber jetzt weiß ich, was er meint: Du bist die ganze Zeit über bei ihm. Zum Beispiel sitzt er am Computer und spricht laut vor sich hin: "Das würde Silke bestimmt gefallen", oder: "Wie würde Silke das jetzt machen?" oder: "Was würde Silke dazu sagen?" Und auf unseren Fiestas spielt er regelmäßig Dein Lieblingslied, und wir trinken auf Dein Wohl und sprechen von Dir und Niko. Spürst Du das, dort wo Du bist, wenn wir an Dich denken und mit Dir reden ...?

Meine Antwort aus Deutschland

... Ja, ich spüre, wenn Ihr an mich denkt. Es geht mir ähnlich wie Euch. Oft seid ihr mir präsent, vor allem wenn ich allein vor meiner Kaffeetasse sitze, weil bei Freunden wieder nur der Anrufbeantworter zu Hause ist oder ihre Terminkalender einen Besuch unmöglich machen. Ich vermisse Euch wirklich sehr, Euch und Eure Kinder, Eltern, Großeltern, Brüder, Schwestern, Cousinen, Vettern und Nichten. Euer Haus war immer offen und so voll mit Menschen, und ich fühlte mich so sehr aufgenommen in Eurer Gemeinschaft. Mehr noch, ich fühlte mich als Teil Eurer Familie. So gesehen hatte ich mit Euch mehr Familienleben in Bolivien als hier in Deutschland, wo Bruder, Mutter und ich weit voneinander entfernt sind, räumlich und auch gefühlsmäßig

... Na ja, und meine Freunde sind nach zwei, drei höflichen Fragen auch schon satt, was Bolivien angeht. Wißt Ihr noch, wie es Euch genervt hat, als ich am Anfang alles mit Deutschland verglichen habe? Ähnliches passiert nun wieder, nur umgekehrt.

... Es scheint in meinem Leben eine neue Zeitrechnung zu geben: vor Bolivien und nach Bolivien. Eigentlich habe ich das Gefühl, mein Leben in Lateinamerika sei nicht richtig kommuni-

zierbar. Kaum einer, ob im Bekanntenkreis oder bei Organisationen, scheint WIRKLICH wissen zu wollen, wie es in Bolivien aussicht.

... Weihnachten werden wir bei meinem Bruder und seiner Familie verbringen. Ihr kennt sie ja. Immerhin hat Michael eine Frau und drei Töchter, was bei uns ja fast schon eine Großfamilie ist ... So werden wir nicht ganz so einsam und traurig sein mit unseren Erinnerungen an das Bolivianische Weihnachtsfest, mit den sich vor Hitze biegenden Kerzen, schmelzenden Schokoriegeln, einem Haufen lachender Kinder, lauter Salsa -Musik und Feuerwerkskörpern. - Wir vermissen Euch!

Supermarkt in Berlin, erster Einkauf nach der Rückkehr aus Bolivien

Die Dame hinter der Kasse starrt auf meinen farbenfrohen großgeblümten Hosenanzug und blubbert mich an : " Nette Farbe is det!" und zur Kollegin gewandt: " Evchen, kiek mal! Is det nich ne Blumenpracht; det wer doch noch wat für dich, wa! (Kichern) Und so dezent!" und wieder zu mir: " Na ja, is ja mal wat anderet, wa! Un Sie sind doch ooch bestimmt nich von hier, wa, det sieht man Ihnen doch an! Na ja, denn man nischt für unjut, wa!"

Im November

Ich trage wieder schwarz. Niemand fragt mich, wer gestorben sei. Vielleicht wegen der Kombination mit der neuen Modefarbe: anal-braun. Ausdruck von Depression und einer "Alles-Scheiß-Egal-Haltung", oder schlichte Eleganz? - Wie auch immer: Ich habe mich der Mode wieder angepaßt. - An was eigentlich noch?

Spielplatz in Berlin-Schöneberg, kurz nach der Ankunft aus Bolivien

Mein Sohn Niko (9 Jahre) trifft auf einen gleichaltrigen Jungen:
" Wie heißt du denn?"
" Wer, icke? ... Warum willst´n det wissen ,wa?"
" Ach, nur so ... Wohnst du auch hier in der Nähe?"
" Eh spinnst de, oder wat? Wat fragst de mir denn so doof, wa! Verpiß dir eh, oder ick mach dir Beene!"

Etwas später mit hängender Miene:
"Ma´, ich weiß ja auch nicht, aber die Kinder hier sind irgendwie anders, ich mein, ich finde die so komisch. Die reden überhaupt nicht miteinander, jedenfalls nich´, wenn sie sich nicht kennen. Und ich kenn´ ja hier keinen. Außer meinen alten Freunden. Aber die sind ja entweder verreist oder gehen den ganzen Tag in die Schule und danach in den Schülerladen, und am Wochenende müssen sie was mit ihrem Vater machen. Es gibt hier überhaupt keinen, mit dem ich so richtig spielen kann. In Bolivien war das anders. Ich weiß auch nicht, aber da waren immer überall ganz viele Kinder zum Spielen und was machen und so. Was soll ich denn hier? Nicht mal meine Hunde, Katzen und Pferde durfte ich mitnehmen. ... Ich will wieder nach Bolivien, Mama!"

In der U-Bahnlinie 7

Es gibt immer mehr durchgeknallte Leute in Berlin. Ich meine nicht uns Großstadt-Neurotiker, sondern die richtig abgedrehten, die durch die Straßen laufen und laut und wild gestikulierend mit sich und Vorrübereilenden unverständliches Zeug reden. Vielleicht hat das was mit der fortschreitenden Individuation zu tun, mit Isolation und Identitätsverlust. Vielleicht hat das auch was mit dem Fall der Mauer, dem Euro und der zunehmenden Globalisierung zu tun. Der Fall von äußeren Grenzen bewirkt bei manchen Menschen auch die Auflösung innerer Strukturen. In ihren Äußerungen wirken sie oft ungehalten und haltlos, eben "ohne Halt".

Die "Haste-mal-´ne-Mark"-Punks an den Eingängen der U-Bahnhöfe sind weniger geworden, dafür erscheinen immer mehr Obdachlose, die mit Engelszungen und freundlichem Lächeln ihre auswendig gelernte Sozialrede aufsagen und dabei ihre Obdachlosen-Zeitungen feilbieten. Wie selbstverständlich zückt Niko schon am ersten Berlin-Tag sein Taschengeld und gibt die erbetenen zwei Mark. "Na ja Ma´, is ja eigentlich ganz schön viel Geld. In Bolivien haben wir den Straßenjungs ja immer nur 50 Pfennig oder so gegeben. Aber Autoscheiben- und Schuheputzen geht ja auch schneller als ´ne ganze Zeitung schreiben, dafür müssen die dann natürlich auch mehr Geld kriegen, nich Ma´?" - Was ist das? Internalisiertes, typisch deutsches Geld-Leistungs-Prinzip oder Unterstützung von Selbsthilfeprojekten und Hilfe zur Selbsthilfe?

Samstag Nachmittag in der Friedrichstraße

Die Sonne scheint. Ich schlendere, einghakt bei einer Freundin, an den Schaufenstern vorbei. Ein großer, breitschultriger Mann steuert gradlinig auf uns zu und zischt im Vorübergehen: "Alte Fotzen!" Da kommt Sehnsucht nach bolivianischem Machismo auf.

Auf der Plaza Central von Santa Cruz

Es wimmelt von jungen und alten Männern - zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sie sitzen auf Parkbänken, stehen palavernd in kleinen Grüppchen unter exotischen Bäumen und schlendern über die gepflasterten Wege. Wenn eine Frau an ihnen vorübergeht, pfeifen sie leise, lächeln und flüstern ihr zu: "Du Schöne!" Egal, wie sie aussieht.

Winterfeldtplatz, vor unserer Haustür

Ein Drogenabhängiger gibt sich einen Schuß in den Nacken. Die Nadel steckt noch im Fleisch, als der Stoff bereits seine Wirkung tut und der Mann torkelnd zu Boden fällt.. Mein Sohn läuft und will dem Mann helfen. Heraneilende Erwachsene halten ihn davon ab, mehr tun sie nicht.
"Ma´, komm schnell, Du mußt da jemandem helfen, da ist einer mit ´ner Spritze, der blutet und bewegt sich ganz komisch und hat so verdrehte Augen und keiner tut was, und dann kommt da Blut raus, wo die Nadel drinsteckt, hinten im Nacken, komm schnell Ma´! ... Was hat der denn bloß?"
Ich rufe einen Notarzt.
"Was hat er denn, Ma´?"
" Ich glaube, der Mann hat sich Drogen gespritzt."
" Drogen? Aber in Bolivien haben Leo und die anderen doch gar keine Spritzen gebraucht, wenn sie Drogen nehmen wollten. Die haben sich die doch immer einfach in den Mund gesteckt, diese Cocablätter, und dann sind die doch auch nicht so komisch gegangen danach, sondern hatten nur so rote Augen ..."

Arbeitende Männer in Bolivien, auf der Straße, im Feld

Sie haben eine Kugel aus zerkauten Cocablättern im Mund: dicke Backe in magerem Gesicht. Das Coca hilft, den Hunger zu vergessen und die Müdigkeit zu überwinden.Coca für die Armen, Ausgebeuteten. Es gab Zeiten, da wurden diese grünen unauffälligen Blätter auch als Teillohn an Minenarbeiter ausgezahlt. Die Märkte in Bolivien sind voll mit dem Allheilmittel: Überall stehen langzöpfige Frauen aus dem Hochland hinter prallen Säcken mit unauffälligem Grün. Nordamerika regiert nicht nur im eigenen Territorium. Der Chapare, größtes Coca- Anbaugebiet in Bolivien, brennt. Mit den Feldern werden auch die Existenzmöglichkeiten der Cocabauern vernichtet. Nur selten gehen die im Urwald versteckten Cocainfabriken dabei kaputt. Cocain, das weiße Gold, und die Droge der Reichen

"Love Parade"

Die Straße des 17. Juni ist voll von Musik und jungen, wild und bunt gescchmückten Menschen. Lachende Gesichter, fröhliche Körper, Techno-Rhythmen. Hunderte tausende fanden sich für kurze Zeit zusammen und hatten gute Laune: "Liebes-Parade" 1997.

Inzwischen erklingen andere Töne. Die altbekannte deutsche Jammer Parade erfüllt wieder öffentlichen und privaten Raum. Noch stimme ich nicht mit ein in die deutschen Klagelieder. Die Entwicklungshilfe, die bolivianische Freunde unwissentlich an mir geleistet haben, scheint nachhaltig zu sein. Noch schöpfe ich aus bolivianischen Gesängen und strahle Latino-Sonne und Gelassenheit um mich.

Wanderin zwischen den Welten

Ursula Trusch, DED-Brief, Nr. 1793, S. 15-16

"...Als ich zurückkam, mitten im Sommer, mochte ich die Wohnung nicht verlassen, trotz herrlichsten Sommerwetters. Ich erledigte nur das Nötigste. Ich mochte mich nicht der Realität stellen, den rasanten Fahrradfahrern mit ihren Helmen und 21 Gängen, den vielen neuen Autos, den vollen Straßen, den überquellenden Kaufhäusern, den leeren, verkniffenen Gesichtern, den hastenden und stummen Menschen, den unzähligen Spaziergängern mit ihren Hunden. Alles empfand ich so übertrieben "gestylt". Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung im Unmaß waren mir fremd geworden. Wie der kleine Prinz von St. Exúpery fühlte ich mich. Innerlich am Straßenrand sitzend, beobachtend, mit Blicken fragend, doch immer ohne Antwort. "Wohin fahrt ihr so schnell?" "Warum immer so schnell?" "Was macht ihr, wenn ihr am Ziel ankommt?". Verwunderung und Verständnislosigkeit über das moderne, hektische Leben ohne Lachen, ohne Wärme, ohne Zeit. Wenn ich überhaupt ausging, dann verdrückte ich mich in den Wald, ich setzte mich irgendwohin und ließ meine Seele baumeln, so gut es eben ging, um mich nicht von der Realität erschlagen zu lassen. Ich fühlte mich so wund, so offen, so verletzbar. "Hast Du vergessen, daß wir das erste Mal auch über ein Jahr gebraucht haben, um uns wieder ein bißchen heimisch zu fühlen?", sagte mir eine Freundin. Diese Erinnerung brachte Hoffnung. Die Freundin hat recht behalten. Nach einem Jahr ist vieles nicht mehr so schmerzhaft, nicht mehr so schwer zu ertragen..."

Die Sehnsucht wieder eine von vielen zu sein...

Gisela Frese, DED-Brief, Nr. 1/93, S. 8-9

"...Hilflos stehe ich auf dem Frankfurter Flughafen, diesem technischem Irrgarten. Wo sind die Anzeigetafeln mit dem Weiterflug nach Berlin? Gerade bin ich aus Simbabwe gelandet und merke das erste Mal, daß mir die letzten acht Jahre Entwicklung in Deutschland nur bruchstückhaft vertraut sind. Zwei Flugahfenbeamte zögern, bevor sie mir antworten. Ich sehe aus wie eine Deutsche, spreche so, benehme mich jedoch auffällig, eher wie eine Ausländerin...Ich fühle mich in den ersten Monaten sehr fremd. Vieles ist anders geworden. In der Tagesschau blitzt 1989 plötzlich die gesamtdeutsche Wetterkarte auf...Mir selber fehlen viele Ausdrücke in der deutschen Sprache. Auf Ämtern und Behörden ringe ich mit dem Fachvokabular und finde mich in den riesigen Gebäuden schlecht zurecht. An der Fleischtheke im Supermarkt muß man Nummern ziehen. Ich bemerke das erst, als ich schon lange vergeblich in der Schlange gewartet habe. Beim Einkaufen kenne ich mich in den großen Kaufhäusern nicht mehr aus. Verkäufer und Verkäuferinnen fertigen mich unfreundlich ab und schicken mich mit einem Winken in unbestimmte Richtungen. Ökologisch ist mein Wissen ziemlich veraltet, und außerdem muß ich feststellen, wieviele Lebensmittel bedenklich für die Gesundheit sind. Autofahren auf überfülten Straßen mit hohen Geschwindigkeiten und sehr geringem Abstand scheint mir hier normal zu sein und macht mir Angst.

Ich versuche, meine alte Heimat wie ein neues Land zu betrachten, daß ich kennenlernen möchte, um mich wohl zu fühlen...Meinen größten Wunsch nach Unauffälligkeit kann ich mir nicht erfüllen. Die letzten acht Jahre sind immer gegenwärtig und rufen bei vielen Leuten bewundernde Blicke oder sehnsüchtiges Fernweh hervor. Für sie verkörpere ich Teile ihrer Träume und bin deshalb schon wieder etwas Außergewöhnliches. Meine Versuche, so zu tun, als hätte ich nie woanders gelebt, scheiterten. Ganz normale Gespräche über das letzte Weihnachtsfest, die letzten Ferien, den letzten Zahnarztbesuch decken auf, daß alles bei mir in fernen Traumländern stattfand... Nach den ersten zwei Jahren wird es normaler. Jetzt verfüge ich

über einen Fundus hiesiger Erfahrungen und kann Gespräche ohne exotischen Beiklang führen..."

Nach 15 Jahren zurück in Ecuador

Ulrike Zimmermann

Juli1997. Reiseroute von Bremen nach Ouito. Im Gepäck jede Menge kleiner Geschenke. Als Begleitung: Ana, meine 14jährige Tochter, die im März 1983 in Portoviejo / Provincia de Manabi in Ecuador geboren wurde.

Ankunft in Ouito am frühen Morgen: aus dem Flugzeug heraus eine herrliche Sicht auf die schneebedeckten Vulkanberge, glitzernd geht die Sonne auf und umgibt die Gipfel mit einem silbrigen Schimmer. Ich freue mich und genieße diesen für mich immer wieder bezaubernden Anblick. Ich rieche schon jetzt die Höhenluft, die ich einatmen werde, wenn ich aus dem Flugzeug steige. Genau dann weiß ich: ich bin wieder da!

Erinnerung: Im Januar 1981 bin ich in Guayaquil gelandet als Mitausreisende. Ich war allein. Spannung, Unsicherheit, Ängste und unklare Erwartungen begleiteten mich.
Aus dem Flugzeug steigend, empfing uns eine feuchtheiße Luft. Das Empfangskommitee setzte uns erstmal im Hotel ab. Ich weiß noch, daß ich damals nicht einmal den Hotelportier auf Spanisch verstehen konnte und schon panische Ängste bekam, mich überhaupt verständlich machen zu können... Sollte das der Erfolg meines dreimonatigen Bemühens sein, diese Sprache zu erlernen?

In Quito werden wir von Freunden abgeholt. Schon beim Warten in der Schlange vor der "i-migracion" höre ich von allen Seiten spanische Gespräche und freue mich, ihnen problemlos folgen zu können. Wie immer bekomme ich auch dieses Mal wieder mit, wie sich die ersten Ecuatorianer an den wartenden Touristen galant vorbeidrängeln und durch ihre "buena polanca" (gute Beziehungen) als erstes durch die Passkontrolle zu ihren Koffern stürzen.
Vor dem Flughafengebäude dann Unmengen von wartenden Verwandten und Bekannten. Umarmungen, Küsse und Tränen der Freude - der Ausgang ist schnell verstopft, da jede/r ausgiebigst begrüßt wird.

Für uns folgt jetzt eine Woche Ausruhen und Eingewöhnen, bevor es mit dem Auto weiter an die Küste geht.
Am frühen Morgen fahren wir los. Es ist kalte, klare Luft und auf der panamericana herrscht schon reger Betrieb. Vor allem Busse und Trailer bestimmen das Straßenbild. Gewagte Überholmanöver und alle paar hundert Meter ein Kreuz am Straßenrand aufgestellt erinnern daran, daß man wirklich mit höchster Konzentration fahren muß, um die Strecke heil zu überstehen.

Wie oft bin ich damals diese Strecke mit dem Bus gefahren? Acht Stunden hin und acht Stunden zurück. Manchmal nur, um an einem freien Tag etwas "Kultur" zu schnuppern. Ein Kinobesuch in Quito, ein Konzert oder ein Stadtbummel. Die Busreise war jedes Mal ein Erlebnis: aus den Lautsprechern dröhnte laute Cumbia- und Salsamusik (wahrscheinlich, um den Busfahrer wachzuhalten), auf dem Berggipfel wurde immer an der Marienstatue Halt gemacht, um einige Kreuze vor der Brust zu schlagen und evtl. auch ein Gebet an die Mutter Gottes zu richten (ein Dank, bis hierher unbeschadet gekommen zu sein, oder eine Bitte, auch den Rest des Weges heile zurückzulegen? Wahrscheinlich beides!)
War ich gerade eingeschlafen, hatte der Busfahrer meistens Hunger und hielt an einem Restaurante, um sich zu stärken. Das bedeutete auch für alle Fahrgäste einmalige Pinkelpause oder auch Zeit zur Nahrungsaufnahme.
Nach dieser Stärkung fuhr der Fahrer dann besonders "schwungvoll"
- begleitet von lautem Hupen begann oft ein Wettrennen zwischen den Bussen der verschiedenen Unternehmen. Mein Favorit war dabei die "Reina del camino" (Königin der Straße).
Was mir anfangs besonders imponierte: zu jedem Busfahrer gehörte ein "ayudante", der für das Ausrufen des Reisezieles und das Einsammeln des Fahrgeldes zuständig war. In der Regel

handelte es sich hierbei um junge Männer, die es hervorrragend verstanden, bei jeder Fahrtgeschwindigkeit bei offener Beifahrertür stehend aus dem Bus herauszupinkeln.

Unsere erste Station auf der Reise an die Küste ist Portoviejo. Provinzhauptstadt von Manabi. Es ist heiß und schwül. Auch ohne sich zu bewegen, läuft der Schweiß tröpfchenweise den Rücken hinunter. ”Chaos” ist der erste Eindruck, wenn man in die Stadt hineinfährt. Ein undurchsichtiges Gewühl von Autos und Menschen auf der Straße. Ampeln, die niemand beachtet, Polizisten, die ständig auf ihrem Pfeifchen trillern und mit weißen Handschuhen versuchen, den Verkehrsfluss noch mehr zu chaotisieren. Fußgänger, die mutig versuchen, die Straße zu überqueren, lautes Gehupe von allen Seiten. dröhnende Musik aus übergroßen Lautsprechern an jeder zweiten Straßenecke, schreiende ”vendedores ambulantes” (Straßenverkäufer), die ihre Waren anbiete, klingelnde Eisver-käufer auf ihren Fahrrädern...Hier pulsiert das Leben. Hier fühle ich mich wieder zu Hause!

Furchtbar, die ersten Wochen, ja Monate in Portoviejo! Wie oft habe ich damals gedacht: das hälst du nicht aus, hier mußt du raus! Ständig dieser Krach, diese Hitze, das Gefühl, nicht lebend die Straße überqueren zu können, immer wieder daran erinnert zu werden, die Ausländerin zu sein - noch schlimmer ”la gringa” (nicht gerade netter Spitzname für die Nordamerikanerinnen). Das Hinterhergepfeife und die ständige Anmache der Männer, das Handeln auf den Märkten (immer mit dem Gefühl, doch wieder mehr bezahlt zu haben als die Einheimischen)... Es gab Tage, da bin ich gar nicht mehr aus der Wohnung gegangen, um mich all diesem Neuen und Unbekannten nicht aussetzen zu müssen. Oft überkam mich in dieser Anfangszeit das Gefühl, wieder ein kleines Kind zu sein: Alles mußte ich neu erlernen. Wie man mit dem Bus fährt, wie man einkauft, wie man bei der Bank Geld abhebt oder bei der Post einen Brief aufgibt!

Und jetzt? Ich könnte mich sofort wieder hineinstürzen ins Getümmel!
Aber unser Weg führt uns in die ”calle espejo” - dort wo ich drei Jahre gewohnt und gelebt habe, wo mich noch heute enge Kontakte mit der Nachbarschaft, vor allem mit den Frauen und Kindern der Straße verbinden.

Vor dem Haus sitzt Pepe, der jüngste Sohn von Sara, der die kleine ”tienda” der Familie bewacht. Als er uns erkennt, läuft er schnell ins Hinterhaus und verkündet unsere Ankunft.
Sara begrüßt uns mit geöffneten Armen und führt uns in die sala, um uns mit einer colita zu erfrischen. Als wären nicht zwei Jahre seit unserem letzten Wiedersehen vergangen, plaudert sie gleich drauflos und unterrichtet und ungefragt über die neusten Neuigkeiten aus dem Hinterhaus. Ihre Warmherzigkeit und Gastfreundschaft läßt mich gleich wieder wie ”zu Hause” fühlen. Ich wünschte mir solch nachbarschaftlichen Kontakte in meiner deutschen Umgebung!
Im Hinterhof meiner alten Adresse wohnt auf dichtesten Raum Familie G.:
In der Mitte das Häuschen der Mutter (ca.80 Jahre alt) - sie ist alt geworden, zittert am ganzen Körper und kann nur noch mit Hilfe aufstehen. In ihren Haus wohnt in einem Zimmerchen ihr Sohn L. mit seiner Frau und Tochter.

L. hält sich und seine Familie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Im Zimmer steht ein Bett, eine kleine Kochgelegenheit , Kisten mit Klamotten - man kann sich kaum umdrehen, so eng ist es.

In einem anderen Zimmer lebt die Enkeltochter mit ihren zwei Kindern. Ihr novio arbeitet in den Staaten. Seit drei Jahren wartet S. daruf, ihm nachzureisen - offenbar klappt es mit dem Visa nicht. Immerhin kommt regelmäßig eine bestimme Summe Dollares ins Haus.
Noch ein Zimmerchen gibt es. Dort übernachtet die jüngste Tochter, wenn sie die Wochenenden in Portoviejo verbringt, sie arbeitet in Guayaquil, oder der jüngste Sohn, wenn er mal zu Hause ist.

Geich nebenan hat die Familie von Sara ihr Häuschen. Sie hat vier erwachsene Kinder (zwischen 19 und 24) und einen Nachkömmling (Pepe 10 Jahre alt). Auch Saras Mann ist Gelegenheitsarbeiter und ohne festen Job. Meistens liegt er in der Hängematte, während sich Sara um die Arbeit kümmert. Seit zwei Jahren arbeitet sie innerhalb der Woche auf dem campo als alfabetisadora. An den Wochenenden backt sie Kunstwerke von Torten für Hochzeiten, Ge-

burtstage und andere Feierlichkeiten. Ihre drei ältesten Söhne leben noch im Haus. Sie studieren oder gehen aufs colegio- Saras ganzer Stolz. Maruxi, die Tochter hat bis jetzt weitgehend den Haushalt geführt. Nun hat sie geheiratet und ist nach St. Domingo zu ihrem Mann gezogen. Das erste Kind ist auch schon unterwegs.

Wer übernimmt jetzt den Haushalt? Sara überlegt, ihre Arbeit im campo aufzugeben. Wenigstens so lange, bis einer ihrer Söhne heiratet und sie mit einer Schwiegertochter im Haus rechnen kann.

Trotz ihrer vielen Arbeit hat Sara auch jetzt ein Stündchen Zeit, um mit uns zu plaudern. Erstaunlich, wieviel Energie sie ausstrahlt!

Eine Tür weiter. Hier wartet Marianne auf uns, Saras Schwägerin. Marianna leidet seit Jahren unter starkem Rheuma. Oft kann sie vor Schmerzen kaum aufstehen. Aber heute geht es ihr relativ gut - sagt sie.

Enrique, ihr Mann ist, - wie meistens - nicht zu Hause. Er arbeitet in Crucita am Strand. Macht Fotos von Touristen.... Ich hatte ihn schon immer in Verdacht, daß ihm an diesem Job weniger das Geldverdienen lockt als mehr die spärlich bekleideten Damen an der playa....
Sara hat 7 Kinder und ich weiß nicht wieviele Enkelkinder. Die sala ist jedenfalls immer voll mit Babys und Kleinkindern, so daß ständig Leben im Haus ist. Die Jungs von Marianna haben beide gute Arbeit, wie sie sagt. Einer in Esmeraldas, der andere in Quito. Das ist zwar beides weit weg, aber für ein festes Einkommen nimmt man das gerne in Kauf. Nun sind auch die beiden jüngsten Mädchen (Zwillinge) nach Quito gegangen. Marianna erzählt es mit Tränen in den Augen...

Als ich Anfang 1981 in das Vorderhaus einzog, wußte ich noch nicht, was sich im Hinterhaus alles abspielt. Bevor ich die einzelnen Personen kennenlernte, lernte ich diverse Stimmen und Geräusche zu unterscheiden.

Wegen der Hitze sind die meisten Steinhäuser so gebaut, daß die Wände unterhalb der Decke eine durchgezogene Reihe von durchbrochenen Steinen hat, die eine ständige Luftzirkulation in der Wohnung zulassen. Das ist zwar sehr angenehm, hat aber bei den tropischen Regenfällen im Winter auch oft große Überschwemmungen in der Wohnung zur Folge, als auch das ständige Gefühl, im Wohnzimmer aller umliegenden Häuser bzw. direkt auf der Straße zu wohnen.
Es ist also nichts zu verheimlichen - jedes nächtliche Babygeschrei, jedes laute Wort, die abendlichen Saufgelage bei lauter Musik, vor allem die (mir bis heute unerträgliche) Rotzerei des männlichen Geschlechts findet zumindest akustisch mitten in meiner Wohnung statt.
Es war schwer gewöhnungsbedürftig, mit all diesen Geräuschen - besser gesagt: mit dem täglichen und nächtlichen Krach - zurechtzukommen.

Auch die Kontaktaufnahme zu meiner Nachbarschaft gestaltete sich anfangs schwierig. Zwar gingen viele Männer bei uns ein und aus (ich wohnte ja mit einem deutschen Kollegen zusammen, der bereits seit drei Jahren dort lebte) - aber zu den Frauen entwickelte sich mein Verhältnis eher zaghaft. Im Nachhinein weiß ich auch voran das lag: unverheiratet mit einem Mann zusammenzuleben entsprach nicht unbedingt den dortigen Verhältnissen. Und obwohl frau als Ausländerin gewisse Narrenfreiheiten hat, ermutigt dies nicht grade zu freundschaftlichen Verhältnissen.

Das alles änderte sich allerdings schlagartig, als ich sichtbar schwanger war.
Ob verheiratet oder nicht - dieser "Zustand " ließ mich würdig erscheinen, in die Frauengemeinschaft aufgenommen zu werden.

Und ab da begann eine Zeit der unvergeßlichen Fürsorge durch die Nachbarinnen, viele Besuche und Ratschläge - es entwickelten sich Freundschaften, die ich noch heute mit Bedacht und Dankbarkeit pflege.

Weiter geht dann unsere Fahrt 100 km bis zur Küste, wo auch eines der Dörfer liegt, in denen ich früher gearbeitet habe. Schon der Weg dorthin zeigt viele Veränderungen. Unbedingt will ich an der Tankstelle vorbeifahren, wo es immer die leckersten Tortillas von ganz Manabi gab. Wie erstaunt bin ich, als wir ein Straßendorf durchqueren, an dem links und rechts des Weges mindestens 30 Tortillaverkäufer stehen und daselbst mit einem kleinen Gasofen an jedem Stand "am laufenden Meter" Tortillas backen und zum Verkauf anbieten!

Die nächste Überraschung erwartet uns ins Jipijapa, vor 15 Jahre eine kleine Stadt, in der vor allem die Kaffeeproduzenten aus den umliegenden Dörfern ihre Ware an die Zwischenhändler verkauften. Keine asphaltierten Straßen gab es und oft genug blieben wir in den Schlammlöchern mit dem Auto stecken. Jetzt breitet sich schon von weiten eine nach allen Seiten gewachsene Stadt vor uns aus , die sogar eine vierspurige Umgehungsstraße hat!
Wir nehmen also die Umgehungsstraße und fahren weiter Richtung Puerto Lopez. Auch hier feinstgeteerte Straße und im Nu liegt das blaue Meer, die weiten Strände und die typisch trockene Vegetation für dieses Gebiet vor uns.

Erinnerungen an meine erste Fahrt Richtung Lopez:
Steinige Hoppelpiste bei schwülheißem Wetter. Unser Jeep hatte natürlich keine Klimaanlage, die Fenster waren weit heruntergekurbelt. Bei jedem Überholmanöver riesige Staubwolken, die auch bei geschlossenem Fenster durch alle Ritzen drangen. Verschwitzt und verstaubt betrachtete ich die ungewohnte Vegetation: riesige Kakteenbäume, viel trockenes Geäst, kaum ein grünes Blatt zu sehen. Aber dann endlich das weite Meer vor uns. Herrlich, dachte ich, und das soll nun für die nächsten zwei Jahre dein Weg zur Arbeit sein! Sofort war ich mit allem wieder ausgesöhnt. Allein der Anblick der hohen Wellen mit den weißen Schaumkronen war einfach wunderbar!

Kurz vor Lopez ging es dann ab von der Piste - ohne Straßenschild und Wegweiser. Nur gut, daß mein Kollege wußte, wo es langgeht.
Der Weg wurde zusehends schmaler und holpriger - aber die Gefahr des Gegenverkehrs war gering, da in Agus Blaca, unserem Einsatzort, niemand ein Auto besaß. Noch einmal 15 min Autofahrt und wir waren da: ein paar Bambushütten lagen verstreut in einer absolut kahlen, trockenen Landschaft

Wir hielten vor dem ersten Häuschen und ich war froh nach der langen Fahrt, mich erstmal wieder bewegen zu können. Das Häuschen entpuppte sich als eine kleine "tienda", so daß wir gleich mit einer colita unseren schlimmsten Durst löschen konnten.
Und dann?

Wir setzten uns auf eine kleine Holzbank und warteten. Zuerst kam Dona Luz aus dem Haus und begrüßte uns. Nach und nach gesellten sich immer mehr companeros zu uns - auch einige Frauen wagten sich heraus. Etwa eine Stunde verbrachten wir mit informellen Gesprächen. Dann waren fast alle da, um mit der Versammlung anzufangen....

Ich weiß noch, wie mir damals das Herz klopfte! Was sollte ich bloß sagen? Wie sollte ich anfangen ? Mein schlechtes Spanisch - würden mich die Leute überhaupt verstehen? Welche Erwartungen hatten die Frauen an mich? Was wollte ich da eigentlich? Ich fühlte mich ganz schrecklich und hätte mich am liebsten verkrochen...
All diese Erinnerungen kommen mir, als wir auf dem Weg nach Puorto Lopez waren und ich bin gespannt auf ein Wiedersehen mit den Frauen dort.

Erste Anlaufstelle in Lopez ist das Restaurante der drei Schwestern, wo wir auch damals schon die leckersten Fischgerichte gegessen haben.
Große Wiedersehensfreude, Umarmungen und gleich wird ein Tisch für uns frei gemacht. Obwohl das Lokal voll ist, hat immer eine der Schwestern Zeit, sich kurz zu uns zu setzen und die Neuigkeiten der letzten Jahre auszutauschen.

Auch Lopez hat sich in den letzten Jahren gewandelt: eine große, befestigte Promenade führt am Strand entlang, viele Palmen sind gepflanzt worden, es gibt ein Touristenbüro und jede

Menge neue Restaurantes, auch zwei Hotels im Ort. Noch immer lebt ein Großteil der Einwohner von der Fischerei, aber viele sind jetzt im Touristengeschäft tätig.
Auffällig ist, daß es viel sauberer auf den Straßen ist, und längst nicht mehr so viele Schweine am Strand herumlaufen. Auch die streuenden Hunde auf der Straße sind weniger geworden. Als wir danach fragen, gibt es eine Erklärung: die Polizei hat ein "Radikalprogramm" bezüglich dieser "Plagen" durchgeführt: Freilaufende Schweine wurden von der Polizei eingefangen und in einem extra "Auslauf" untergebracht, der direkt neben der Polizeistation für diesen Zweck gebaut wurde. Gegen eine entsprechende Geldstrafe konnten die Besitzer ihre Schweine dann wieder auslösen. Und die Hunde? Streuende Hunde wurden erschossen- so einfach ist das!

Am nächsten Tag fahren wir dann endlich in die comuna.
Ein großer Wegweiser an der Straße ist gleich die erste Veränderung , die uns ins Auge fällt: "Ausgrabungsstätte Agua Balnca" steht da. Ein breiter Weg mit Schottersteinen führt uns schnell zum Ziel.

Kurz vorm Dorf liegt noch immer der Friedhof - schief eingezäunt, damit die Ziegen nicht immer darauf herumlaufen. Ein paar Kreuze und Papierblumen. Genau wie damals.
Im Dorf selbst fahren wir zuerst auf ein neues, größeres Haus zu - "El museo". Wir parken unser Auto, steigen aus und betreten die Veranda , wo einige companeros sitzen und in der Sonne dösen. Es dauert nicht lange und sie erkennen uns wieder. Auch mir fallen sofort alle Namen wieder ein und mit jedem Gesicht kann ich eine besondere Erinnerung verbinden.
Da Mittagszeit ist, ist natürlich keine Frau draußen zu sehen - in der Beziehung hat sich zumindest nichts geändert...

Aber ich weiß ja, wo sie wohnen und so mache ich mich gleich auf den Weg.
Und tatsächlich, alle sind noch da: Dona Luz, Dona Elvira, Dona Soila etc..
Am meisten freue ich mich, Dona Esie wiederzusehen, die Hebamme und Heilerin des Dorfes. Wie alt sie ist, weiß niemand genau. Klein ist sie geworden und noch runzeliger- unsere Umarmung ist fest und herzlich. Im letzten Monat ist ihr Mann gestorben, erzählt sie. Aber jeden Tage gehe sie noch in den Garten um zu helfen, wo es möglich ist.
Der Garten - das war unser Projekt damals. Es gibt ihn also noch. Als alle Frauen beisammen sind, gehen wir gemeinsam dorthin. Stolz zeigen sie mir, was inzwischen alles dort wächst, was im Moment gerade geerntet wird.
Bananen, Tomaten, Yuca, Mani, jede Menge Küchen- und Heilkräuter - es ist wirklich eine Freude zu sehen, wie grün alles ist!
Aber auch darüber hinaus gibt es viel zu erzählen und Neues zu sehen im Dorf. Ausgrabungen haben stattgefunden, das dorfeigene Museum etc...
Viele Dorfbewohner haben dadurch eine Beschäftigung gefunden und sind nicht mehr darauf angewiesen in den Städten zu arbeiten. Dennoch zieht es die jungen Leute fort, erzählen mir die Frauen. Aber das ist der Lauf der Zeit...

Der Lauf der Zeit....
15 Jahre sind vergangen, seit ich als Entwicklungshelferin mit diesem Land meine erste Bekanntschaft gemacht habe. Drei Jahre lang habe auch ich mich dort "entwickelt". Meinen Mann habe ich dort kennengelernt, meine Tochter ist dort geboren. Alles, was mir anfangs so fremd und anders erschien, habe ich kennen - und lieben gelernt. Ecuador ist meine zweite Heimat geworden. Und jedes Mal, wenn ich wieder zurückkomme, treffe ich auf alte Bekannte, auf Freunde - ich fühle mich zu Hause.

Rassismus?

Gerd Riepe

Als man mich 1971 fragte, ob ich eine Delegation deutscher Pfadfinder nach Obervolta (heute Burkina Faso) führen wollte, habe ich erst einmal abgelehnt. Afrika hieß für mich: heiß, Malaria, Hunger, dunkel, keine Geschichte, keine Kultur. Wäre es um Mexiko, Brasilien oder Indien gegangen, ich hätte sofort zugesagt. In die Pflicht genommen, etwas Abenteuerlust war auch

dabei, flog ich dann doch 1972 nach Ouagadougou. Und es begann, "wie es für Afrika sein muß":

Kurz vor Ouagadougou sackte das Flugzeug durch. Ein Angstschrei stand im Flugzeug. In Afrika hält noch nicht einmal die Luft. Auf dem Boden, heiß und staubig, kaum saßen wir auf der Ladefläche des Militär-Lkws, als ein wolkenbruch niederging, wie wir ihn in Deutschland höchstens alle fünf Jahre einmal erleben: tropischer Regen. Im Militärcamp, gut bewacht durch Soldaten, wurden gleich in der ersten Nacht einem Gruppenmitglied alles Geld, die gesamten Papiere und der Photoapparat vom Bett weg geklaut. C'est l'Afrique!
Später fanden wir uns eine Woche lang in dem kleinen Dorf Kotedougou wieder. Bei der Ankunft wollten uns die Dörfler nicht. Wir sollten wieder gehen, obwohl wir doch der interkulturellen Kommunikation wegen und mit viel gutem Willen gekommen waren. In dieser Situation ging ich mit Thomas ins Dorf, saß bald in einem Gehöft, trank Wasser mit dem Hausherrn - Vorsicht! Nur abgekochtes Wasser trinken, sonst... - und wir durften im Dorf bleiben. Besuch und Gegenbesuch, gemeinsame Arbeit: wir erlebten afrikanische Gastfreundschaft, afrikanische Kultur. Später im Rundfunk sprach ich davon, daß wir gekommen waren, um zu lernen. Der deutsche Dolmetscher - ich konnte damals noch kein Französisch - machte daraus: .....sind wir gekommen, um zu helfen...

Nach dieser Reise setzte die Reflexion ein: Wie konnte mir das passieren, der ich mich doch für aufgeklärt, weltoffen und frei von rassistischen Vorurteilen hielt? Wieso hatte ich bis dahin nichts von afrikanischer Geschichte, Religion und Kultur gehört? Wieso wußte ich nichts über afrikanische Musik - außer, daß sie trommeln -, über afrikanische Kunst - außer, daß die primitive Kunst Picasso inspiriert hat -, über afrikanische Schriftsteller - außer, daß sie keine haben, denn sie haben ja eine orale Tradition...? Wie bin ich eigentlich zu meinem Afrikabild gekommen? Wie ist das Afrikabild um mich herum?

So landeten erste Objekte, Gipsfiguren, Mohrenköpfe, zehn kleine Negerlein, Kannibalenwitze, Comics... - auf meinem Schreibtisch. Mit neuen Augen - denn man sieht nur, was man weiß, - ging ich durch die Stadt, fand, daß der "Nega" um mich herum allgegenwärtig ist, vom Kitsch der fünfziger Jahre bis in die Sprache selbst aufgeklärter Zeitgenossen, die doch nicht die "Neger der Nation" sein wollen. Ich fand den Nega auch in mir.

Meine Pfadfindervergangenheit, der ich diesen Anstoß hier verdanke, hatte mir auch den "Negeraufstand (ist) in Kuba" beschert; die Kirche den Nickneger und das arme Heidenkind. Bei fast jedem Objekt stand immer wieder die Frage im Raum: "Was ist eigentlich so schlimm daran, am Mohrenkopf, an dieser Puppe oder jener Schachtel?" Brachte ich zwanzig solcher Dinge zusammen, kam eine abscheuliche Karikatur des Afrikaners zum Vorschein: der Nega. "Das ist nichts anderes als Rassismus", stellte ich fest. Freunde sagten dann oft: "Du spinnst. Schau, ich habe die zehn kleinen Negerlein gesungen, über die Kannibalenwitze gelacht und habe trotzdem nichts gegen Neger!"

So einfach ist das nicht. Jeder dieser Objekte ist ein Mosaiksteinchen im Bild des minderwertigen, unfähigen, dummen, kindlichen, niedlichen, hilfsbedürftigen...Negas. Und dieses Bild hat nichts mit den Menschen gemeinsam, mit denen ich in Obervolta zusammen war.
Auf der Reflexionsebene half Victor Klemperer mit seiner Feststellung: "Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da."

Eine weitere Frage ließ uns - meine Frau dachte und sammelte mittlerweile mit - nicht mehr los: Was ist eigentlich mit uns? Warum schaffen wir uns einen Minderwertigen? Drücke ich den anderen runter, um mich zu erhöhen? Dieser Fragenkomplex bringt eine Menge Sprengstoff in die Diskussion, und wir sind noch nicht am Ende damit. Mittlerweile suchen wir die Auseinandersetzung über unsere "Nega-Sammlung", d.h. eine Ansammlung von Hunderten von "Neger-Darstellungen" im Alltagsleben, die jeder in kurzer Zeit selber anlegen könnte.

Uns geht es darum, den "täglichen Rassismus" zu dokumentieren, die Verzerrung des afrikanischen Menschen, die dazu dient, Schokolade zu verkaufen oder Spenden zu erhalten. Es ist nicht unsere primäre Sorge, das Opfer - der Afrikaner - müßte geschützt werden. Es ist viel-

mehr der Satz Sartres, der uns bewegt, an unserer Sammlung weiterzuarbeiten: "Es genügt zu zeigen, was wir aus ihnen gemacht haben, um zu erkennen, was wir aus uns gemacht haben. So ist es zunächst also keine Frage der Nächstenliebe, sondern eine Frage der Selbstliebe.

Politisches und die Liebe dazwischen

Béatrice Hecht-El Minshawi

Lâle sieht im Fernseher die ersten Bilder des Raketenangriffs auf Bagdad. Obwohl alle davon ausgehen konnten, daß es so kommen würde, ist der Angriff heute so erschreckend und genauso zu verurteilen, wie die Besetzung von Kuwait im Oktober des vergangenen Jahres. Erstarrt umarmt sie ihre beiden Kinder und drückt sie fester an sich. "Wird denn nie Ruhe sein?", fragt sie Klaus, ohne jedoch auf Antwort zu warten und denkt an die Kriegsjahre im Iran, als sich die Familie vor iraqischen Raketen und Bomben schützen mußte. "Wird denn nie Ruhe sein?" Schon die Gespräche, die sie mit iranischen, arabischen und deutschen Freundinnen und Freunden zum Jahreswechsel hatten, deuteten unterschiedliche politische Positionen an und bringen nachträglich noch viel Aufruhr in die Familien. Auf jeden Fall breitet sich Angst aus. Lâle merkt, daß vor dem bedrohlichen Krieg ihre Alltagssorgen immer kleiner zu werden scheinen. Konfrontiert auch mit ihren Kriegserinnerungen von früher, spürt sie gerade jetzt eine günstige Zeit für Überlegungen, für die Bestandsaufnahme ihrer Jahre in Deutschland. Sie erinnert sich ihrer ersten angstvollen Sprechversuche, der Mühen, sich in den Institutionen zurechtzufinden, der Begegnung damals...

Klaus redete bislang oft spöttisch über alles, was seine Gefühle betraf. Alles, was er, der 25 Jahre alte Versicherungskaufmann, sich nicht erklären konnte, war kein Thema für ihn. An den Wochenenden traf er sich Freitags und Samstags stets mit den gleichen Leuten in einer der Kneipen, die seinen Hausblock eingrenzen.

An einem Freitagabend, schwerer Winternebel versucht sich in der Dunkelheit niederzulassen, fällt ihm eine junge Frau auf, die wenige Meter vor ihm läuft. Er verlangsamt seine Schritte, um sie nicht überholen zu müssen, denn sie zu beobachten, fängt er an zu genießen. Als sie mit hochgezogenen Schultern fröstelnd am Straßenrand im Schein einer Laterne wartet, um nach einer freien Lücke in der Autoschlange der vielbefahrenen Straße zu suchen, dann plötzlich in das nächste Bistro gegenüber eilt, kann er ihr Gesicht erspähen. Klaus sammelt Mut, läuft schnellen Schrittes hinter ihr her und nimmt sich vor, an ihrem Tisch Platz zu nehmen. Er setzt sich, während er sie anlächelt, ohne zu fragen, einfach hin. 'Ob sie auf jemanden wartet?', überlegt er und betrachtet ihre stahlblaue Jacke, die über der Stuhllehne gegenüber hängt. Obwohl er genau weiß, welches Bier er trinken wird, vertieft er sich in die Karte, um so die Frau, die ihm gegenüber sitzt, aus seinem Versteck heraus besser beobachten zu können. Auch sie liest die Liste der Getränke rauf und runter. "Was ist eine Bloody Mary?", wird Klaus gefragt. "... mit Tomatensaft und so", antwortet er, ohne sein Interesse an ihr zu zeigen. "Ich bestell Dir eine Bloody Mary zum Testen und mir ein Bier, ok? Übrigens: ich heiße Klaus." "Ja, ... und ich bin Lâle, ich möchte lieber heißen Tee." Der junge Mann bemerkt die Sprache und das Aussehen der jungen Frau. "Woher kommst du?", versucht er in alter Gewohnheit die Kommunikation zu leiten. "Aus dem Iran. ... aber, das ist immer die erste Frage, wenn ihr Deutschen entdeckt, daß ich nicht von hier bin", kontert Lâle. "Und es ist doof", ergänzt sie leise nach einer Weile und rührt den Zucker im Teeglas. Schweigsam verharrt sie, doch ihre Augen blicken flink und aufmerksam. Auch er scheint nachdenklich, bis er angesprochen wird: "Nun? Weißt Du nichts mehr zu sagen? Ich war schon einmal hier und da hab ich dich auch gesehen. Ist das deine Stammkneipe? Ich geh sehr selten in die Kneipe, ich hatte jetzt nur Durst und draußen ist es kalt."

Klaus betrachtet die platzenden Bläschen seiner Bierkrone und überlegt, wann das gewesen sein konnte und ob es der Abend mit Miriam war. Er versucht sich zu erinnern und merkt, daß er damals viel schneller zu den Antworten seiner Fragen an Miriam kam, als heute, bei dieser Frau. Damals dirigierte er den Gesprächsverlauf und führte Miriam nach einigen Stunden in sein Bett. Ob Lâle das mitbekommen hatte? Er spürt das Blut in seinem Gesicht aufsteigen und

dreht sich etwas zur Seite, um seine Röte zu verbergen. Beide sind still. Klaus rückt sich auf seinem Stuhl zurecht. Lâle deutet viel mit den Augen, die ihn faszinieren und irritieren. Er guckt ab und zu an ihr vorbei, um seine Verlegenheit nicht preiszugeben. Ihr gleichmäßig geformtes Gesicht, die ausdruckvolle Nase zwischen den weichen Backen und diese Augen ... Noch nie sind ihm die Konturen eines Frauengesichts so aufgefallen.

Lâle spricht ganz gut Deutsch, aber manchmal nutzt sie eine längere Denkpause, um nach einem bestimmten Wort zu suchen. Klaus, der das bemerkt, bietet ihr meist eines an, in der Meinung, dies sei das fehlende Mosaiksteinchen ihres Satzes. Manchmal nimmt sie seinen Vorschlag an, oft denkt sie darüber nach, wägt ab und wählt ein anderes Wort. Nach einer Weile bemerkt Klaus sein Bemühen, diese sonderbare gemeinsame Sprache zu finden. Eigentlich findet er es lustig, weiß aber nicht, warum Lâle seine Vorschläge oft ablehnt. Als Klaus sein zweites Bier bestellt, hatte ihm Lâle schon anvertraut, daß sie vor einigen Jahren mit ihrer Mutter und den Geschwistern aus Mashhad, im Norden des Iran, geflohen war. Inzwischen bereitet sie sich auf einen Studienplatz in Literaturwissenschaften vor und findet solche Gespräche, wie mit Klaus, ganz normal. Bloß für ihn ist es an diesem Abend anders als sonst. Er wird diese Frau nicht abschleppen, sondern ein warmes Gefühl heimtragen.

Seit dem ersten Abend treffen sich die beiden immer häufiger. Selten in Kneipen. Sie gehen spazieren und sehen sich auch schon mal einen Film an. Wie oft sie sich treffen, bestimmt eigentlich Lâle. Auch wenn es sich Klaus häufiger wünscht, merkt er bald, daß es seiner Freundin nicht möglich ist, seinen Bedürfnissen nachzugeben. Am ersten Jahrestag ihrer Freundschaft ist Klaus bei Lâle's Freunden eingeladen. Sie wird persisches Essen kochen. Besonders gern mag er die leckeren Fleisch-Gemüse-Kombinationen mit Joghurt und Reis mit Tadiq, Rosinen und Mandeln. Schon der Duft in der Küche stimmt ihn ein. Klaus hat großen Hunger und die zu erwartenden Köstlichkeiten regen seinen Speichel heftig an. Es ist für ihn selbstverständlich geworden, mit all den Gästen am Rande eines großen Tuches, das auf dem Boden ausgebreitet wurde, zu sitzen, in den Dampf der riesigen, mit Rosinen, Mandeln und Karotten geschmückten Reisberge zu versinken und dann, wie die anderen auch, mit Fladenbrot oder mit seinen Fingern das Essen aufzuschaufeln und zu kleinen Ballen geformt, in den Mund zu schieben. Während er ißt und Dokh trinkt, lauscht er den persischen Gesängen und sucht wiederholt Lâle's Blick. 'Es müssen Liebeslieder voller Sehnsucht sein', denkt er, sich in den Melodien wiegend, und fühlt sich wohl.

Heute ist auch ein besonderer Tag. Lâle's Mutter ist zum Essen gekommen und sitzt ihm zum erstenmal gegenüber. Nur mit wenigen Worten, aber mit vieldeutigen Bewegungen ihrer Hände und Arme, kann sie sich mit den deutschen Freundinnen und Freunden ihrer Tochter, die neben ihr sitzen, verständigen. Oft findet sie bei Lâle Hilfe und erfährt, wer diese Frauen und Männer aus der Uni sind. Klaus, der in seinem Teller vertieft gierig nach einem Stück Fleisch sucht und es durch die Joghurtsoße streift, spürt die wenigen ihn beobachtenden Blicke Sima's sehr deutlich. Er traut sich nicht aufzuschaun, hört aber, daß Lâle mit ihrer Mutter über ihn spricht. Kein Wort ihrer Sprache kann er verstehen. Ungeschickt ißt er mit den Fingern und sitzt, eingeklemmt in seine engen Jeans, auf dem Boden. Unruhig verlagert er sich auf die andere Pobacke. Seine Beine sind schon längst eingeschlafen, aber er kann sie nicht ausstrecken. Wohin auch. Am liebsten würde er weglaufen, auch mit den tausend stechenden Nadeln in seinen Beinen. Er bleibt und versucht ein Gespräch mit seiner Nachbarin anzufangen.

Beim Tee trinken, dessen Cardamomduft sich nur schwer gegen den Essensgeruch behaupten kann, beginnt ein engagiertes Gespräch zwischen Sima und Lâle. Die eine Frau wird lauter und die andere, die ab und zu auf Klaus deutet, läßt sich nicht verdrängen. Klaus weiß, daß es im Gespräch zwischen Mutter und Tochter um ihn geht. Erst am nächsten Tag, als er Lâle wieder alleine trifft, erfährt er, daß die Mutter über die Freundschaft mit ihm betrübt ist. Lâle erzählte der Mutter von der Idee, mit Klaus zusammenleben zu wollen. Für Sima muß dies aus verschiedenen Gründen schwierig sein: sie würde ihre älteste Tochter aus ihrem eigenen Haushalt verlieren und als Witwe mit den jüngeren Kindern alleine bleiben, und sie würde ihre Tochter an einen deutschen Mann geben, mit dem sie selber kaum reden kann, und den sie nicht versteht. Den sie einfach nicht kennt. "Für meine Mutter", berichtet Lâle, "ist es schwierig, weil du ein Christ bist und sie ist besorgt, wenn wir Kinder bekommen. Sie träumt von einem iranischen Schwiegersohn und davon, eines Tages mit ihrer Familie nach Hause zurückzukehren."

Klaus ist enttäuscht, als er das hört, nimmt seine Freundin in den Arm, um selbst umarmt zu werden und sagt: "Laß ihr Zeit, sie wird sich daran gewöhnen."

Lâle und Klaus suchen seit langer Zeit eine neue Bleibe. Sie träumen von einem kleinen Haus mit Garten, ausreichend für sie und die Kinder, die geplant sind. In der Zwischenzeit wohnt Lâle noch immer bei der Mutter und den Geschwistern und bereitet mit 22 Jahren ihr eigenes, unabhängiges Leben vor. Wie zerrissen fühlt sie sich oft zwischen den Wünschen der Mutter und ihrer Angst vor dem Zusammenleben mit einem Mann in der Fremde. Erst als die Mutter erfährt, daß beide an eine Hochzeit denken, Klaus genug Geld verdient, um eine Familie zu versorgen und daß die neue Drei-Zimmer-Wohnung ziemlich nahe der ihren liegt, kann sie ihre Tochter ziehen lassen. Zu dritt handeln sie aus, daß die Hochzeit zwei Monate später, in den Sommerferien, stattfinden soll. Das gesparte Geld ist zur Ergänzung der Wohnungseinrichtung und für die Hochzeitsfeier mit der Familie, den Freundinnen und Freunden gedacht. Sie benötigen einen Kleiderschrank, Vorhänge und einen Schreibtisch für Lâle. Alles andere, denkt Klaus, würde aus seiner früheren Wohnung zu übernehmen sein. Lâle aber hat gänzlich andere Vorstellungen: "Ich wünsche mir so einen großen, bunten Teppich, einen mit vielen Ornamenten, wie wir ihn früher zu Hause hatten", fängt Lâle eines Abends an und beginnt ihren Freund von einer neuen Wohnungseinrichtung zu überzeugen. Er hört lange nachdenklich zu und weiß doch bald, daß er so einen Teppich scheußlich finden würde, bis er sie unterbricht: "Ich möchte aber nicht viel Neues anschaffen."

Sie treiben, ohne es zu merken, in ihre erste Auseinandersetzung über unterschiedliche Ideen, Interessen und Wertvorstellungen, über Geschmack und über die Prioritäten, Geld auszugeben, über Wichtiges und Nebensächliches und merken, daß sie z.T. vollkommen verschiedene Vorstellungen vom Zusammenleben haben. Klaus kann sich noch gut an die zwei winzigen dunklen Zimmer erinnern, in denen Lâle und ihre Familie die ganzen Jahre hausten. Eines Tages sagt er: "Ist das nicht schon ein Fortschritt, eine größere und helle Wohnung mit Ölheizung zu haben? Haben Dir denn meine Möbel nicht gefallen, sehen sie so alt aus?" Er merkt, daß er sein Bild, das er von Lâle hat, überprüfen muß, daß sie ihm fremd wird, mit ihren Ideen. Er kannte sie ja nur aus der dunklen Wohnung, was seinen Wunsch nährte, sie daraus befreien zu wollen.

Je mehr ihm Lâle von ihrem Leben im Iran erzählt, begreift er, aus welch einer vermögenden und einflußreichen Familie sie stammt. Der Vater hatte große Ländereien und war in mehreren Firmen Teilhaber. Es gab wohl nichts, was sich ihre Familie zu Hause nicht hätte leisten können. So war es ganz selbstverständlich, daß Lâle, die älteste Tochter, zum Studium nach Teheran ging und bei einer Schwester ihrer Mutter lebte. Als der Vater starb, sie hatte das Studium gerade beendet, und die politische Situation im Iran unerträglich wurde, plante die Mutter mit ihrer Tochter die Flucht, auch die Flucht vor der Familie des Ehemannes und Vaters, die Einfluß nehmen wollte auf Sima's Kinder und besonders auf den kleinen Mahmoud. Klaus ist jemand, auf den sich Lâle verlassen kann. Sein regelmäßiges Einkommen ermöglichten ihm früher schöne Urlaubsreisen und sich dies und jenes zu leisten. Außerdem setzte er sich monatelang für seine Freundin ein. Lâle ließ um sich werben und die Mutter mußte schließlich auch überzeugt werden. Ihm gelang bisher scheinbar alles. Lâle hat Grund genug, sich das so vorzustellen.

Am Hochzeitstag, schon der leichte Morgennebel verspricht sonnige Wärme, wacht Klaus ziemlich früh auf. Er weiß eigentlich nicht, ob er sich freuen soll, er hatte sich alles einfacher vorgestellt. Schon allein die Papiere, die Lâle beschaffen mußte und die langen Diskussionen, die sie in den letzten Wochen wegen des Ehevertrages hatten. Am liebsten würde er nicht mehr an solche Dinge denken müssen und mit Lâle unverheiratet zusammenleben.
Noch im warmen Bett liegend, resümiert er, daß er in den letzten Monaten über Situationen und Anforderungen nachzudenken lernen mußte, von denen er vorher nichts ahnte. Es war nicht immer leicht, eine Übereinkunft mit Lâle zu finden und dann noch die Mutter zu besänftigen. Oft sagte er: "Ich heirate doch nicht deine ganze Familie!", spürte aber gleichzeitig, wie wichtig die Mutter und die Geschwister für Lâle sind und daß es undenkbar wäre, eine Trennung durchzusetzen. Alle sind füreinander da. Noch gestern abend war Lâle traurig, daß ihr Vater sie nicht zur Hochzeit begleiten wird. "Ja", sagte sie, "in der Fremde ist alles anders. ... Meine Familie kann mir nichts mitgeben, wir haben alles verloren, außer ein paar Schmuckstü-

cke. Das ist der Gram meiner Mutter. Sie hätte mir gerne den Teppich gekauft. In meiner Familie ist es üblich, daß die Braut von ihren Eltern einen großen Teppich zur Mitgift bekommt. Und nun liegen die vielen schönen Teppiche in Mashhad, Teheran, Isfahan, Shiraz und die Bräute sind geflohen."

Der frischegebackene Ehemann weiß wirklich wenig über Lâle's Familie, den Iran, die persischen Sitten, das Frauen- und Männerleben und nichts über den Islam. Und Lâle ahnt nicht, daß Klaus kaum etwas von ihr weiß. Sie merkt es nur ab und zu, wenn sie etwas berichtet und Klaus erstaunt, manchmal auch erzürnt, reagiert. So hatte er erst gestern abend erfahren, daß ein persischer Bräutigam seine zukünftige Ehefrau Goldschmuck aussuchen läßt. Er hatte zwar mit Lâle zusammen die Eheringe ausgesucht und ihr heimlich noch einen Memoryring zum Hochzeitstag besorgt, aber die Tradition, ihr vor der Eheschließung die Möglichkeit zu geben, Armbänder, Ringe und Ketten aussuchen zu lassen, davon ahnte er nichts. Shahla, Lâle's Freundin, hatte es ihm auch nur gesagt, weil Sima, die Mutter, danach fragte und erzählte: "Ein Mann, der seine Frau ehrt, beschenkt sie. Tut er das nicht, solltest du ihn nicht heiraten." Als Klaus dies erfuhr, war es ihm sehr unangenehm, obwohl er weiß, daß er Lâle nachher den rundum besetzten Diamantenring, der sein Konto restlos geplündert hatte, anstecken wird. Nach der Hochzeit gehen beide zur Ausländerpolizei um die Aufenthaltserlaubnis für Lâle, die ja nun mit einem deutschen Mann verheiratet ist, zu besorgen. Sie will den Asylantrag zurücknehmen, obwohl dies nicht notwendig ist. Nachdem sie den Stempel für ein Jahr Aufenthaltserlaubnis im Paß sieht, verläßt sie stolz das wuchtige Backsteingebäude und fühlt sich gleich viel sicherer in ihrer Stadt. Erst später, als sie zufällig erfährt, daß ihr drei Jahre Aufenthalt zustehen, wird sie wütend. Klaus versucht sie zu trösten: "Dann gehen wir halt jedes Jahr hin, ich helf dir schon". "Ich will nicht deine Hilfe, ich will mein Recht und das sind drei Jahre auf den ersten Schlag. Das ist gemein, daß sie mich betrügen." Klaus kann den Ärger seiner Frau überhaupt nicht nachvollziehen, bietet er sich doch so bereitwillig an, sie zu unterstützen. 'Was bedeuten schon die jährlichen Wege zur Ausländerpolizei?', überlegt er, seinen Kopf schüttelnd. 'Vor was hat sie denn Angst?' Er kann sie einfach nicht verstehen. Gleich am nächsten Tag geht Lâle mit ihrer iranischen Freundin, mit der sie schon während des Studiums in Teheran befreundet war, zur Ausländerpolizei, um sich zu beschweren. Sie hatte sich vorher genau überlegt, was sie sagen würde. Als sie auf dem Flur in einer Reihe von wartenden Frauen und Männern sitzt, erfährt sie, daß viele von ihnen noch nicht einmal ein Jahr Aufenthalt bekommen haben, sondern nur drei oder sechs Monate. "Wir müssen immer kämpfen", flüstert sie Shahla in ihrer Sprache zu. "Das ist unser Schicksal jetzt. Nichts ist selbstverständlich", flüstert die andere zurück. Seitdem sind die beiden Freundinnen ständig auf der Hut.

Sima würde gerne arbeiten gehen. Die Kinder und deren Freundinnen und Freunde versprechen bei der Suche zu helfen. Früher dachte sie nie daran, eines Tages Geld verdienen zu müssen. In den Jahren, bevor der Vater ihrer Kinder starb, lag er lange krank zu Hause in Mashhad oder im Krankenhaus in Teheran. Sima fühlte sich so hilflos während des jahrelangen Sterbeprozesses ihres Ehemanns, daß sie es zu Hause nicht mehr aushielt. So beschloß sie damals, Krankenschwester zu werden. Die Kinder und der Mann waren versorgt, das konnten sie mit ihrem Vermögen gut organisieren. Und für Sima, das fand selbst ihr Ehemann Madjid, war es wichtig, auf andere Gedanken zu kommen.

Oft, wenn die Tage in Deutschland kürzer und die Nächte schon bitter kalt sind, vermißt Sima ihre Familie und besonders ihre Mutter, die in dem großen Haus in der Heimat zurückblieb. Manchmal träumt sie von ihr, wenn sie lange keine Nachricht mehr bekommen hat und wacht mit Angst auf, es könnte ihr etwas geschehen sein. Man kann nie wissen, im Fernseher werden schreckliche Bilder gezeigt. Sima denkt an ihre leichte Kindheit und Jugend und an die unbeschwerten ersten Ehejahre, als sie von den Grausamkeiten der Welt noch keine Ahnung hatte. Bis der Schah 1979 das Land verließ und Madjid die ersten Schmerzen bekam. Hätte sie damals ahnen können, heute, in dieser kleinen dunklen Wohnung ohne männlichen Schutz und ohne ihre Familie zu leben und ziemlich verarmt, einen Arbeitsplatz suchen zu müssen? Nein, das wäre ihr unvorstellbar gewesen. Sie hätte sich auch nicht vorstellen können, Lâle mit einem deutschen Mann zu verheiraten. Und sie hätte vor allem nie erfahren, wieviel Kraft sie aufbringen würde, im Exil auch lachen zu können. Langsam spürt sie Wohlgefallen und wird stolz, als sie sich erinnert, was sie in den letzten Jahren schon alles erreicht und wie gut sie sogar schon die fremde Sprache sprechen gelernt hat. Das ist Lâle zu verdanken, daß sie, be-

sonders im letzten Jahr, regelmäßig zum Unterricht ging. Die Mutter und Klaus sollten sich verständigen können.

"Ich glaube nicht mehr, daß ich eine Stelle im Krankenhaus bekommen werde", ruft Sima eines Tages resigniert in den Raum. Alle Kinder sind da, auch Klaus und Shahla. Sie scheinen inzwischen zu ihrer Familie zu gehören. Alle sitzen sie im Kreise und trinken heißen, süßen Tee, gewürzt mit Cardamom. "Sie suchen deutsche Schwestern, oder solche, die hier ausgebildet wurden." Als Putzfrau könnte sie in einem Krankenhaus arbeiten. Aber das scheint ihr völlig unmöglich. "Als Putzfrau in einem Krankenhaus, ich als Krankenschwester, nein...", ruft sie. "Wenn ich putzen gehe, dann nur in Privathaushalten. Nachmittags könnte ich ja auch noch Persisch-Unterricht geben, ... für die Deutschen, die mit Persern zusammenleben. Ich möchte soviel Geld wie möglich verdienen." "Gut", reagiert Klaus prompt, "ich bin dein erster Student." In den nächsten drei Wochen organisieren Lâle, Klaus und Shahla für die Mutter zwei Anfängerkurse, mit jeweils fünf oder sechs deutschen Frauen. Ein Mann ist auch dabei: ihr Schwiegersohn. Aus diesen Kontakten ergeben sich außerdem erst einmal auch zwei Putzstellen. Sima, die inzwischen neben ihren Kindern, dem Haushalt und ihrem Deutschkurs, für die persischen Sprachkurse sehr viel vorzubereiten hat, fühlt sich trotzdem recht wohl, da sie oft unterwegs ist und mit anderen Menschen zusammen sein kann. Nur sehr langsam richtet sie sich in der fremden Sprache ein.

Klaus ist mehr mit Lâle's Mutter zusammen, als mit seinen Eltern, die allerdings auch weit weg wohnen. Für Sima ist er so etwas wie der Mann in der Familie geworden. Manchmal, wenn er abends die persischen Gesänge aus Lâle's Zimmer hört, wundert er sich, daß er derart in diese Familie hineinwachsen konnte und sich ab und an auch für Sima und ihre Kinder verantwortlich fühlt. "Dies hat den Vorteil", so weiß er seinen witzelnden Freunden zu berichten, "daß wir alle zusammenhalten und daß sich Lâle nicht alleingelassen fühlt. Allerdings ist es manchmal nicht einfach", vertraut er ihnen an, "sich gegen die persische Familie durchzusetzen, wenn ich mal alleine sein möchte oder in manchen Dingen meinen eigenen Geschmack habe".

Klaus, der sich eines Tages mit seinen Freunden in der einen Stammkneipe trifft, verrät ihnen zu vorgerückter Stunde, daß er in zwei Monaten Vater sein wird. "Da hast du ja endlich was geleistet", bekommt er zu hören "und damit rückst du jetzt erst raus? Wie soll das Kind denn heißen?" "Das ist eben die Frage", kontert Klaus. "Wird's ein Junge oder wird's ein Mädchen? Soll das Kind einen deutschen Namen haben oder einen persischen oder einen islamischen oder christlichen? Das alles sind Fragen, die noch nicht entschieden sind." "Was willst du mit persischen Namen, die nicht aussprechbar sind?", mußt er sich anhören. "Die erinnern doch immer nur an Khomeini und das Böse oder werden abgekürzt. Wir werden für dich einen Namen oder zwei aussuchen." "Du kriegst einen Mohammed", spottet einer. Klaus fühlt sich der Meute hilflos ausgeliefert und bereut schon, das Thema angeschnitten zu haben. "Hört auf, mir ist es ernst", ruft er. Zum erstenmal merkt er, daß er sich auf solche Stimmungen oder Witze, wie es die anderen nennen, um sich zu verteidigen, nicht mehr gut einlassen kann.
Es gibt etwas, was uns trennt, weiß er auf dem Weg nach Hause, als er sich an das Gespräch mit den Freunden erinnert. Nachdenklich geworden, legt er sich neben die schlafende Lâle und ist froh, daß er nicht mehr zum Treffen mit seinen Freunden befragt werden kann. Als letzter Gedanke begleitet ihn das Wissen in den Schlaf, daß weder er noch Lâle aus einer strenggläubigen Familie kommen. Ein religiöser Name, ein christlicher oder islamischer, mußt deshalb nicht gewählt werden.

Eines Morgens, die ersten Sonnenstrahlen kriechen gerade um die Ecke, um das Sonntagsfrühstück zu bescheinen, sagt Lâle, ganz unvermittelt: "Was hältst du von Taeyebeh für ein Mädchen und Mahmoud für einen Jungen?" "Das ist wieder typisch", sagt er. "Hast du die ganze Nacht darüber nachgedacht und teilst jetzt dein Ergebnis mit?" Er fühlt sich überrumpelt. "Wie kommst du auf Tai..., wie war der Name?", will er mit barscher Stimme wissen. "Taeyebeh, so heißt die Schwester meiner Mutter in Teheran, bei der ich während des Studiums gelebt habe. Das wäre eine Möglichkeit, mich zu bedanken." Klaus kann sich mit beiden Namen nicht anfreunden und entgegnet protestierend: "Ich würde Swantje und Jan nehmen." "Sind dies Mädchen- oder Jungennamen?", fragt Lâle. Klaus reagiert nicht, denn ihm wird klar, daß er seine Namensvorschläge selbst nicht ernstnehmen mochte. "Wie schreibt man Jan?", läßt Lâle nicht locker. "Jan ist der Name für einen Jungen", hört sie und sieht, welche Buchstaben Klaus aufs

Papier schreibt. "Das heißt auf Persisch Liebe oder Lieber und wird Djan ausgesprochen. Dein Vorschlag ist nicht schlecht", lenkt sie ein. Eigentlich mag Klaus diesen Namen nicht. Djan klingt fremd und sonderbar, aber es fällt ihm auch kein anderer ein, den er sich für seinen Sohn vorstellen kann. Alle Namen, die er kennt, verbindet er mit Personen, die so heißen und die, die er nicht kennt, kann er sich auch nicht für seine Kinder vorstellen. Obwohl ihm die Sucherei nach Namen lästig wird, will er jetzt doch noch den Mädchennamen entschieden haben. "Taeyebeh finde ich sehr schwierig", sagt er ungeduldig und drängt, das Thema endlich zu erledigen, ohne einen eigenen Vorschlag zu bringen. "Ist auch gut. Und Zarah, wie findest du Zarah?", reagiert Lâle promt. "Zarah?" Er hört sich selbst langsam und mit weicher, fast zärtlicher Betonung diesen Namen sprechen. "Gegen Zarah ist nichts einzuwenden. Also Jan und Zarah", sagt er. "Djan, du mußt Djan sagen", korrigiert Lâle entschieden. "Er soll Djan heißen und sie Zarah, auch wenn man Jan schreibt." Klaus möchte nicht mehr wissen, wem mit den Namen seiner Kinder gedacht werden könnte.

Zarah, das Sonntagskind, obwohl es an einem Freitag, der allerdings im Iran als Sonntag gefeiert wird, geboren wurde, läßt ihre Eltern nachts nicht ruhen. Anfangs war sie im Schlafzimmer, im Bett ihrer Eltern, untergebracht und selbst Klaus, der gewöhnlich tief schläft, wachte bei jedem Piep auf. Heute schläft Zarah im Kinderzimmer. "Wenn mein Vater sie sehen könnte", schwärmte Lâle schon am ersten Tag von ihrer Tochter. "Sie ist so schön. Diese helle, rosafarbene Haut, fast durchsichtig." "Komisch", dachte Klaus damals, als er merkte, daß er sich seine Tochter immer mit einer dunkleren Hautfarbe vorgestellt hatte. Inzwischen findet er den Namen Zarah sehr passend zu dem kleinen, leichten Wesen und er ist ein mächtig stolzer Vater.

Klaus' Eltern möchten für einige Tage zu Besuch kommen. "Sie werden im Wohnzimmer schlafen", schlägt Klaus vor und hält Lâle am Arm fest, "dann kannst du dich in deinem Zimmer zurückziehen". "Warum aber sollte ich mich zurückziehen, wenn deine Eltern kommen?", fragt Lâle erstaunt und kann mit seinem Vorschlag nichts anfangen. Sie guckt ihn verblüfft an und befreit sich mit einem Ruck. "Vielleicht willst du mal alleine sein", verstärkt Klaus seine Idee. Als sie so darüber sprechen, spürt er, daß eigentlich er viel häufiger den Wunsch hat, sich ab und zu vom Geschehen in der Wohnung oder aus der persischen Familie abzuwenden. Die Vorstellung, daß ihn seine Eltern beanspruchen würden, ist ihm sehr lästig. Lâle aber freut sich auf den Besuch, denn sie hat ihre Schwiegereltern noch nie gesehen. Sie weiß wenig über sie, nur, daß die Mutter früher mal Chefsekretärin im Betrieb ihres Ehemannes war und daß sie zum Tag der Hochzeit nicht kommen konnten. Klaus wollte damals nicht erzählen, daß seine Eltern über die bevorstehende Heirat unglücklich waren. Und Sima hatte sich sehr gewundert.
Lâle kann immer Menschen um sich haben. Und erst dann fühlt sie sich richtig wohl. "Ja, so sind wir aufgewachsen, im Kreise der Geschwister, der Tanten und Onkel, der Nichten und Neffen. Immer waren viele Menschen da und jeden Tag wurde für uns alle Essen, auch für zehn weitere Gäste, gekocht, ob sie kamen oder nicht. Es hätte ja sein können, daß noch jemand kommt. So ist es bei uns üblich."

In der Zeit, seit er mit Lâle zusammen ist, hatte Klaus wenig Kontakt zu seinen Eltern. Die Welten trennten sich. Oft ist es Lâle, die ihn fast schon drängt, zu Hause anzurufen. "Du darfst deine Mutter nicht so beleidigen. Du mußt sie ehren, sie ist deine Mutter und deinen Vater respektieren." Für Lâle sind diese Familienverhältnisse eher sonderbar. Sie kann die Enttäuschung ja nicht wissen, die Klaus im letzten Jahr zu spüren bekam, als seine Eltern auf die Einladung zur Hochzeit ablehnend reagierten. "Hätte meine Mutter die Chance, sie würde sich heute noch in alles reinmischen", sagt er beiläufig, in der Küche stehend, "eine Distanz ist besser".
Kaum sind die Eltern da, scheint das Eis für eine kurze Weile zu schmelzen, um dann schnell wieder zu erstarren. Lâle ist unbekümmert und geht mittlerweile sicher und selbstbewußt mit Zarah um. Es stört sie auch nicht sonderlich, als die Mutter zu Klaus meint, immerhin so laut, daß es Lâle hören muß, daß sie Zarah viel zu warm und zu fest einpacken würde. Außerdem solle sie nicht bei jedem Laut dem Kind nachgeben. Klaus merkt schon nach der ersten Hälfte des Satzes, und ihr Tonfall war ihm so vertraut, daß er der Mutter etwas entgegnen müßte. Noch nie hatte er sich so deutlich gewehrt, wie es jetzt notwendig sein würde. Klaus fühlt sich zwischen Lâle auf der einen und den Eltern auf der anderen Seite. Erstaunt beobachtet er, daß sich sein Vater häufig über das Kinderbettchen neigt, um durch Koselaute dem Gesicht seiner

Enkelin ein Lächeln zu entlocken. Die Mutter wirkt dagegen hilflos, als habe sie noch nie einen Säugling im Arm gehabt.

Nach dem Abendessen beginnt Lâle das Geschirr abzuwaschen. Klaus und seine Mutter stellen alles zusammen und bereiten sich vor, abzutrocknen. Als Lâle in Gewohnheit Spülmittel in eine Tasse tropfen läßt und nur mit sehr wenig Wasser verdünnt, den roten Schwamm eintaucht, um mit dem dicken Schaum einen Teller nach dem anderen abzureiben und anschließend mit klarem, fließendem Wasser abzuspülen, findet die Mutter diese Art sehr kompliziert und aufwendig. Sie schiebt Lâle etwas beiseite und zeigt ihr, wie sie mit einer Bürste das Geschirr reinigt. Lâle beobachtet ihre Schwiegermutter genau, kann aber an dieser Methode nichts finden, was sie überzeugen könnte, das Geschirr anders zu spülen. Sie sagt: "Du bürstest das Geschirr. Eine Bürste ist viel gröber als ein Schwamm und kann den schmierigen, fettigen Schmutz nicht gut entfernen. Und dann stellst du die Teller zum Trocknen einfach ab. Ich aber reibe zuerst die Teller ein und spüle die Seife so lange weg, bis nichts mehr zu spüren ist." Nein, Lâle ist von ihrer Schwiegermutter nicht zu überzeugen.

Währenddessen bewundert Klaus die Gelassenheit seiner Frau, ohne zu ahnen, daß sich der erste Bruch zwischen den beiden Frauen eingeschlichen hatte. Er selber ist wütend und sagt immer lauter werdend: "Laß Lâle spülen, wie sie es will und misch dich nicht in unsere Angelegenheiten ein." Der Vater im Hintergrund horcht einen Moment auf, hatte er doch seinen Sohn noch nie so laut werden hören. Als er sein Bier weitertrinkt, spürt er das Knistern im Raum und die zum Zerreißen gespannte Atmosphäre.

Erst später, nach ein oder zwei Stunden, nachdem Zarah versorgt im Bettchen liegt, fängt Klaus, an die Mutter gerichtet, an zu sprechen: "Du traust Lâle weder zu, sich richtig um's Kind zu kümmern noch, daß sie sauber genug spült. Und daß du davon ausgehst, daß nur wir in Deutschland die richtige Methode haben, mit dem Geschirr umzugehen ..." Er betrachtet eine Weile das bunte Bild mit den Motiven aus persischen Miniaturmalereien, das an der großen Wand, ihm gegenüber, hängt, wandert mit seinem Blick enttäuscht der Mutter entgegen und würde ihr am liebsten vor die Füße werfen, wie arrogant er sie findet, aber er hält sich wie immer zurück. Die Mutter zündet sich eine Zigarette an, pustet den grauen Rauch stoßartig in die Luft und entgegnet schnippig: "Ich wollte euch ja nur helfen." Sie zieht ihre Schultern hoch, um sie sofort wieder fallen zu lassen. Nach einer Weile, nachdem Lâle einen Schluck schwarzen, heißen Tee aus ihrer Tasse nimmt, versucht sie, den Frieden wiederherzustellen, indem sie unaufgefordert über den Umgang in einem persischen Haushalt berichtet, über das Kochen von Speisen, über Zeremonien wenn Gäste da sind, über das Zusammenleben der Menschen allgemein. Es gibt kaum Rückfragen der Schwiegereltern, aber ein wenig Neugierde kann sie während ihrer Berichte aus den Gesichtern der Zuhörenden schon erkennen. Lâle verrät zum Schluß, daß es auch ihrer Mutter nicht leicht fiel, ihre Tochter an einen deutschen Mann gegeben zu haben, räumt aber ein, daß Sima in den letzten Monaten natürlich mehr Gelegenheit hatte, sich an ihren Schwiegersohn zu gewöhnen um ihn schließlich sogar zu schätzen. Als Lâle und Klaus ins Schlafzimmer gehen, lassen sie die Eltern nachdenklich und leise murmelnd im dämmrigen Licht des Wohnzimmers zurück.

Zarah kann inzwischen krabbeln und hat längst das Wohnzimmer in Beschlag genommen. Genauso auch das Schlafzimmer ihrer Eltern und Lâle's Zimmer. In diesem Semester fällt es Lâle schwer, sich auf ihre Studienarbeiten zu konzentrieren. Auch wenn Sima manchmal auf ihre Enkelin aufpaßt, wenn ihre Tochter zu einer Lehrveranstaltung gehen möchte, ist Lâle mit ihren Gedanken oft beim Kind und dem Drumherum. Zarah dominiert den Tagesablauf, alles muß um sie herum organisiert werden.

Eines Tages versucht Sima, ihre Tochter davon zu überzeugen, das Studium abzubrechen oder zumindest auszusetzen. Sie sagt: "Früher, bei uns zu Hause, gab es Frauen, die für die Versorgung der Kinder und des Haushaltes zuständig waren und auch Diener, für den Garten und für andere Besorgungen. Du kannst nicht alles machen! Und ich kann auch nicht immer hin und her, um auf Zarah aufzupassen." Lâle weiß schon lange, daß sie ihrer Mutter in den letzten Monaten viel zugemutet hatte. Andererseits ist es auch für Sima ganz normal, bei Zarah zu sein. Lâle umarmt ihre Mutter und verspricht, über ihren Vorschlag nachzudenken. "Wie schön wäre es, wenn wir alle in einem Haus leben würden', denkt Lâle und ist wegen dieser Idee

stundenlang ganz aufgedreht, fast übermütig. Schon drängen sich Bilder der Zukunft in den Ablauf ihrer Hausarbeit. Zarah würde versorgt sein. Sie selbst hätte ihre Familie beisammen. Vielleicht könnten sie endlich ein Haus mit einem Garten finden. Klaus würde seinen Hobbykeller haben können. Sie müßte ihn nur noch davon überzeugen. Mit Sima und den Geschwistern würde es kein Problem geben. Klaus ist wieder erstaunt, eine schon so ausgereifte Idee zu erfahren. "Zugegeben", sagt er, "das Projekt ist sinnvoll", aber warum erfahre ich erst jetzt davon? "Diese Idee kam mir erst heute morgen", klärt ihn Lâle auf. Klaus, der schon lange die Enge der Wohnung spürt und die organisatorischen Schwierigkeiten wegen seiner Tochter erkennt, schlägt vor, daß Sima alle ihre Jobs aufgeben solle, um für Zarah Zeit zu haben. "Deine Mutter könnte doch bei uns Geld verdienen." Das nun kann sich Lâle überhaupt nicht vorstellen, daß ihre Mutter zu Zarah's Beaufsichtigung Geld nehmen würde. Sie antwortet: "Das ist sicher praktisch und gut gemeint, aber doch nur eine deutsche Idee. Für die eigene Enkeltochter zu sorgen, das ist eine Selbstverständlichkeit, das ist eine Freude, eine Ehre, das kann man nicht bezahlen."

Eines Morgens findet Lâle wieder ein Angebot in der Zeitung. Die Miete für das ganze Haus ist nur geringfügig höher veranschlagt, als die beiden Mieten, die sie für zwei Wohnungen zahlen müssen. Lâle wählt die Telefonnummer, eine von den vielen in den letzten Wochen, und muß wieder hören, daß das Angebot schon vergeben sei. "Es ist acht Uhr morgens und es kann nicht wahr sein, daß wir keine Chancen mehr haben", ruft sie wütend Klaus hinterher, der im Badezimmer verschwindet. "Jeden Morgen das gleiche Theater", sagt sie resigniert und nimmt ihre Tochter auf den Arm. Als Klaus ungefähr eine halbe Stunde später die gleiche Nummer anruft, kann er einen Besichtigungstermin für den Abend ausmachen. Dem Vermieter scheint die Idee, das Haus an zwei Parteien der gleichen Familie zu vermieten sinnvoll. Lâle und Sima nehmen sich vor, auch bei Regen während des Tages das Haus wenigstens von außen anzusehen, denn Klaus wird den ersten Besuch alleine unternehmen. "Dieses Haus wäre toll", ruft Lâle durch's Telefon, als sie Klaus im Büro endlich erreichen kann. "Es wäre eine Belohnung für die Sucherei in den letzten Wochen. Im Garten steht sogar ein Apfelbaum." Als Klaus abends nach Hause kommt, bringt er eine gute Nachricht mit. Am nächsten Wochenende, das hatte er mit dem Vermieter besprochen, soll er mit seiner Familie kommen. Nach vier Tagen gehen sie gut gekleidet los. Ausländische Frauen, das verrät sein erstauntes Gesicht, hatte der Besitzer ganz bestimmt nicht erwartet.

An einem Samstag, die ersten bunten Blätter beeilen sich, den Herbst anzukünden, blickt Klaus aus dem voll bepackten Möbelwagen noch einmal zurück. Er wohnte gerne in diesem ersten gemeinsamen Nest, in dem er so viel Neues erfahren konnte, in dem er Ehemann, Geliebter und Vater wurde und vielleicht auch Freund und Partner. So hofft er wenigstens. Und eigentlich tut es ihm leid, die Umgebung zu wechseln. Das Zusammenleben hatte sich, obwohl noch (Djan) Jan dazu kam, für alle zufriedenstellend eingespielt. Doch Sima, die Mutter, ist müde und kann sich aus einer Trauer nicht erholen. Vor einigen Wochen kam die Nachricht, daß ihr Bruder in Teheran gestorben sei. Er war das älteste Kind seiner Eltern und nach dem Tod seines Vaters Familienoberhaupt geworden. Er war der einzige, der sich noch um die alte Dame kümmerte. Sie hat nur noch wenige der Nichten, Neffen und Enkelkinder in ihrer Nähe. Die meisten waren schon längst nach Europa oder USA gegangen. Obwohl die alte Dame in den letzten Jahren kaum etwas über sich berichtete, fühlte sich Sima, auch in der Fremde, stets für sie verantwortlich und ist traurig, daß sie ihr jetzt nicht beistehen kann. Lange überlegte sie, in den Iran zurückzugehen, besonders, nachdem die Mutter es ablehnte, eine Reise nach Deutschland auf sich zu nehmen. "Sie möchte einfach nicht mehr reisen. Sie ist müde", berichtet Sima ihrer Tochter. "Und wenn sie stirbt und ich nicht bei ihr bin? Das könnte ich mir nie verzeihen." In diesen Monaten kommen Sima die ersten Überlegungen, was im Alter mit ihr selbst sein wird. Sie kann sich auf Lâle verlassen, dessen ist sie sich sicher. In diesem Land alt werden und sterben, grübelt sie mit blassem Gesicht und tiefen Rändern unter den Augen. Aber wo? Immer dachte Sima, irgendwann wieder in die Heimat zurückzukehren. Jahre vergehen, ohne daß sich die politischen Verhältnisse im Iran grundlegend gebessert hätten. "Euch Kinder und die Enkel hier lassen?", fragt sie ihre Tochter. "Meine Mutter ist Iran, meine Enkel sind Deutschland." Lâle merkt die Angst und Verwundbarkeit ihrer Mutter. Sterben Menschen im Iran, werden sie bis zum Schluß nie alleine gelassen. Viele Tage versammelt sich die ganze Familie im Hause, um die sterbende Person zu trösten und zu begleiten. Und nach der Beerdigung werden die Zurückgebliebenen auch noch lange getröstet. Und hier? Zarah und (Djan)

Jan sind Sima's einziger Trost und doch signalisieren gerade diese beiden, daß es eine Rückkehr in die Heimat nicht mehr geben wird.

Einfach ist das Zusammenleben zwischen Lâle und Klaus nicht. Sie haben schon viel gestritten, manchmal sogar miteinander geweint, weil sie sich oft nicht eindeutig verständigen können. Und einmal gab es eine Zeit, da hätte Klaus, der eigentlich als sehr geduldig gilt, am liebsten alles hingeschmissen. Solange sie sich um Fragen streiten, wo der Fernseher stehen soll oder über den Unterschied im Umgang mit der Wäsche oder beim Bügeln, solange können sie sich zum Schluß immer gut einigen. Klaus schätzt auch Lâle's Kunst, in Deutsch zu streiten und nicht in der Fremdsprache zwangsläufig zu unterliegen. Sie hat es gut gelernt, ihre Ansichten zu verteidigen. Für ihn ist es nicht einfach, sie von etwas anderem zu überzeugen. Erst nach längerem Zusammensein merkte er, daß sich Lâle peu s peu auch auf seine Bedürfnisse und Argumente einstellte. Daß sie die ganzen Jahre über mehr oder weniger konsequent ihre Wünsche einbrachte und oft mühevoll vertrat, bewundert Klaus im Grunde, obgleich es ihn manchmal derart nervt, daß er sich schon mal gezwungen fühlt, mit Härte zu entgegnen, nur um sich selbst in eine wichtige Position zu bringen und nicht übersehen zu werden. Er weiß, daß er selten Lust hat, sich mit Fragen z. B. der Kindererziehung auseinanderzusetzen oder wie diese und jene Möbel anders gestellt werden könnten. Aber es ist ihm immer nur die Antwort gekommen: "Ich muß mich im Büro um so viel kümmern, ich habe dort so viel zu tun." Lâle ist schon lange der Meinung, daß sich Menschen immer für das einsetzen, wovon sie im Grunde ihres Herzens überzeugt sind und was sie erreichen möchten. Und deswegen geht sie davon aus, daß Klaus eigentlich kaum Interesse an dem hat, was im Hause und mit der Familie geschieht.

Eines Tages bekommt sie wieder einmal Besuch von ihrer Freundin Shahla, der sie ihr Leid klagt. "Wenn er mehr Interesse an seiner Familie hätte", sagt Lâle, "würde er sich hier mehr zeigen und sich für Kleinigkeiten interessieren. Wenn ich sehe, wie er mit seinen Eltern umgeht. Es interessiert ihn kaum etwas. Ja, ich weiß, ich bin vielleicht ungerecht, er hat einige große Dinge geschaffen: wir leben hier im Haus fast wie in einer Großfamilie, wir haben Kinder und sie haben uns alle und einen Garten. Finanziell geht es uns gut und meine Familie unterstützt er sehr. Aber ich spüre wenig Kraft dahinter, wenig wirkliches Interesse und Energie." So hatte Shahla ihre Freundin noch nie reden hören. "Haben wir nicht gelernt, uns durchzusetzen!?", erwidert die Freundin, nachdenklich geworden, nach einer Weile. "Denk an unsere Ängste, als wir den Iran verließen und hier den Asylantrag gestellt haben. Denk daran, daß wir kein Wort Deutsch konnten und vieles falsch verstanden haben. Denk an den Kampf damals mit der Zulassung zur Universität, die Deutschprüfung vorher und das Studium dann. Wir hatten in unseren ersten Tagen doch beide das Gefühl, plötzlich überhaupt nichts mehr zu verstehen. Denk an die vielen Tage mit Kopfschmerzen und Müdigkeit, weil alles so anstrengend war. Und dann kam eines Tages Klaus und du konntest dir vorstellen, dein Leben mit ihm zu teilen. Dann später, die Überzeugungsarbeit für deine Mutter, die Hochzeit, die Wohnungssuche und der Kampf mit der Aufenthaltsgenehmingung. Weißt du noch, wie wütend wir waren, als wir zur Polizei gingen? Dann sollte es ein größeres Haus sein und du hast dich darum gekümmert. Du hast mit deiner Mutter den Garten angelegt und dich durchgesetzt, daß sie mit deinen Kindern Farsi spricht. Du hast das Studium vollendet und arbeitest heute ab und zu an Übersetzungen für Gerichtsverfahren. Du pflegst persische Feste und hast viele deiner Traditionen beibehalten. Aber du hast auch deutsche Feste feiern gelernt und daß der Geburtstag hier ein wichtiger Tag für die betreffende Person ist. Du hast gelernt, dabei zu sein, wenn euch die Freunde deines Mannes besuchen und dich sogar am Gespräch zu beteiligen. Du hast gelernt, sie zu bitten, langsamer zu sprechen, wenn du dabei bist und Klaus motiviert, dir auf Wunsch auch mal etwas zu übersetzen. Das alles ist für dich heute selbstverständlich, auch, daß deine Tochter so aufwächst, wie Mädchen hier aufwachsen. Auch wenn Zarah und (Djan) Jan den Iran noch nicht besucht haben, kennen sie sich in beiden Kulturen aus: sie sprechen beide Sprachen, singen persische Lieder mit dir und deiner Mutter und deutsche mit ihrem Vater und seinen Eltern, genießen persisches und deutsches Essen, schwärmen von Coca-Cola bei den Großeltern und von Dokh bei Sima. Bei ihr suchen sie auch Schutz und Geborgenheit, wenn sie traurig sind. Sie haben eben eine persische und eine deutsche Familie und wickeln beide um ihre Finger. Ist das nicht ein Gewinn? Und erinnerst du dich noch an deine Angst, als (Djan) Jan, der kleine Knirps, zum erstenmal alleine über die Straße einkaufen gehen wollte? Ist das alles selbstverständlich geworden? Auch, das, was du geleistet hast? Konntest du vieles nicht

nur deswegen schaffen, weil du durch Klaus abgesichert warst und dich um Geld nie kümmern mußtest? Vielleicht sah Klaus in den letzten Jahren manchmal keine Chance, sich deutlicher am Geschehen zu beteiligen. Vielleicht war er ganz froh, daß durch dich alles so gut lief, vielleicht hast du ihn auch nicht stärker gebraucht?", endet Shahla ihren langen, langen Monolog. "Vielleicht?", reagiert Lâle stutzig. "Ja, du hast vielleicht recht", schob sie hinterher, "dafür hat es sich gelohnt!".

Der Negrophile

Hans Groffebert

Seven years after

Zwischen Mitte der 80er und Anfang der 90er Jahre arbeitete ich über längere Zeiträume in verschiedenen Ländern Afrikas. Zum Teil begleitete mich dabei meine Frau, zum Teil war ich auf mich alleine gestellt, und das hieß, daß ich die langen Tropenabende - je nach Einsatzort - in meinem Wohncontainer, Tukul oder meiner Expertenvilla alleine verbrachte. Denn meine Einsatzorte, ob Halbwüste im Sudan oder Metropolen in West-Afrika, waren nach dem frühen Einbruch der Dunkelheit nicht mehr ganz ungefährlich. In der Halbwüste mußte ich mit Nomaden rechnen, die, je nach Entwicklungsgrad, mit Schwertern oder Kalaschnikows bewaffnet waren („Überfälle sind unsere Landwirtschaft!") und in den Metropolen hatte ich schon tagsüber zuweilen Begegnungen mit Böse-Buben-Gangs, die zu unerfreulichen Irritationen meines Haushaltsbudgets führten.

Da ich Ethnologe bin, ist das Tagebuchschreiben für mich nicht fremd, sondern ein wesentliches Instrument meiner Arbeit und damit füllte ich auch meine einsamen Tropenabende auf. Meine Notizen konzentrierte ich jedoch auf einige wenige Sujets, die jenseits meiner eigentlichen Aufgaben als Berater, Gutachter und Experte lagen, denn diese Arbeiten verrichtete ich bereits tagsüber in Form von Berichten. Ich schrieb in meine Tagebücher vielmehr meine Beobachtungen über Weiße auf, die mir als Kollegen, Nachbarn und Bekannte begegneten. Ich achtete auf jene Weißen, die bereits Jahre und Jahrzehnte in Afrika lebten. Besonders war ich an europäischen Experten interessiert, die ein unstetes Dasein führten und von Projekt zu Projekt, von Land zu Land wanderten. Diese nomadisierenden Experten tauchen nur noch selten in Europa auf, deswegen ist dieser Sozialcharakter hier so gut wie unbekannt. Gelegentlich erscheinen sie in den Zentralen der internationalen Organisationen, um abgeschlossene Projekte auszuwerten und Referenzrahmen von neuen Projekten zu besprechen und vielleicht besuchen sie noch eine Tropenklinik und erneuern ihre Kreditkarten. Danach eilen sie wieder zurück in die Tropen, denn ihr Kontakt zu Freunden und Verwandten ist schon seit Jahren abgerissen. Auch die Zentralen sind froh, wenn diese zwar hochkarätigen aber äußerst schwierigen und heimatlosen Menschen wegfliegen.

Über diesen eigentümlichen Menschenschlag sammelte ich also Beobachtungen, die ich kontinuierlich niederschrieb. Als ich in Dakar im Jahre 1990 für einige Wochen alleine war, da meine Frau in der Casamance tätig war, entschloß ich mich, meinen gesammelten Aufzeichnungen eine systematische Form zu geben, ich wollte einen Roman, einen Expertenthriller mit dem Titel „Der Negrophile" schreiben. Ich gestehe, daß das Ergebnis allerdings äußerst bescheiden ist - bestenfalls ein erstes Expose zu einer Novelle. Nach diesen Wochen habe ich das Fragment nie mehr weiterbearbeitet - das Ambiente hatte sich verflüchtigt. Selbstverständlich habe ich Orte, Organisationen und Personen so verfremdet, daß diese als solche nicht mehr erkenntlich sind. Die Geschichte ist eine Fiktion und eine Collage aus Fakten (also 'Faction') - aber so, oder so ähnlich, könnte sie durchaus passiert sein. Nur ein Beispiel: Die im Kapitel 5 „Eine Lektion afrikanische Institutionenkunde" beschriebenen Bluff-Organisationen habe ich wissenschaftlich ausführlich in dem Artikel „Potemkin in Afrika. Die 'ONG-Bidon': Materialien zum Thema Bluff-Organisationen im West-Sahel" (in: A. von Oppen, R. Rottenburg: Organisationswandel in Afrika, Berlin 1995) behandelt.

That is faction

Anfang der 80er Jahre entsandte mich eine entwicklungspolitische Organisation nach West-Afrika. Der Referenzrahmen meiner Mission war knapp, anspruchsvoll und präzise: Innerhalb von drei Jahren sollte ich ein Regionalbüro im westlichen Sahel aufbauen, das als eine Art Relais-Station zwischen der Zentrale in Deutschland und den Partnerorganisationen vor Ort dienen sollte. Nach drei Jahren sollte das Büro so funktionsfähig und stabil sein, daß es einer afrikanischen Leitung übergeben werden könnte.

Ich hatte bereits einen Vorgänger, der allerdings seine Arbeit schon Jahre zuvor eingestellt hatte. Es war also der zweite Anlauf der Organisation, die eine lange Zeit der Entscheidungsfindung brauchte, um das Projekt 'Regionalbüro in westlichen Sahel' wieder in ihren Haushaltsplan aufzunehmen und für den Posten einen Nachfolger zu suchen. Von diesem Vorgänger handelt meine Monographie, und wäre mein Bericht ein Roman, dann würde man sagen, daß er die Hauptperson sei. Ihn selbst habe ich nie persönlich kennengelernt.

Als ich im Rahmen meiner Einarbeitung in der Zentrale überhaupt das erste Mal von seiner 'Existenz' erfuhr, war er bereits einige Zeit tot. Zu diesem Zeitpunkt wußte die Organisation jedoch weder etwas von seinem Tod noch von seinen letzten Lebensjahren, die er in West-Afrika zugebracht hatte. In der Organisation erschöpfte sich das Mitgefühl mit dem Schicksal meines Vorgängers - wenn man Kollegen auf ihn ansprach - in dem Kürzel „Nach Diktat verschollen!". In der Tat entsprach dieser sarkastische Einzeller ziemlich genau der Realität. Ohne meinem ausführlichen Bericht allzusehr vorzugreifen - folgendes war passiert: Nach zweijähriger Tätigkeit beim Aufbau des Regionalbüros stellte mein Vorgänger seine Arbeit abrupt ein, ohne sich in geringster Weise an die Konventionen einer Kündigung zu halten. Das letzte Lebenszeichen erhielt die Organisation in Form eines längeren Vermerks über eine Projektauswertung, der zwar nicht besonders gehaltvoll war, aber keinen Hinweis auf sein bevorstehendes Verschwinden enthielt. Natürlich gab es einige Gerüchte über seinen Verbleib, Referenten aus der Zentrale hatten bei einem Besuch in der Hauptstadt erfahren, daß er eine eigene Firma im Lande aufgebaut hätte und im Entwicklungsgeschäft tätig sei. Genaueres recherchierte man nicht, die Gehaltszahlungen an meinen Vorgänger wurden eingestellt, das lokale Personal entlassen - das Regionalbüro geriet für einige Zeit in Vergessenheit. Zuvor hatte man allerdings noch eine lokale Partnerorganisation gebeten, die Akten und die Einrichtung des Büros einzulagern.

Einige Monate befaßte ich mich dann nicht mehr mit den fragmentarischen Anekdoten über meinen Vorgänger, meine Tätigkeit in Afrika beanspruchte mich sehr, und für mich war es mehr ein Aufbau des Regionalbüros als ein Wiederaufbau oder gar eine Fortsetzung. Zwischen dem Abbruch der Arbeit meines Vorgängers und meiner Ankunft in West-Afrika waren immerhin mehr als vier Jahre vergangen, eine wie auch immer geartete Kontinuität gab es also von vorneherein nicht. Ganz zu Beginn meiner Arbeitsaufnahme in Afrika hatte ich einige Male meine diversen Gesprächspartner auf meinen Vorgänger angesprochen. Aber viel mehr als nebulöse Ondits war kaum in Erfahrung zu bringen. Seit langer Zeit wäre er auch gar nicht mehr gesehen worden. Selbst bei den informellen Gesprächen im Park der Deutschen Botschaft am Rande der offiziellen Empfänge waren keine Auskünfte zu bekommen. Durch die hohe Fluktuation bei den Botschaftsangehörigen konnten sich nur zwei der Mitarbeiter noch persönlich an ihn erinnern, dies lag aber schon Jahre zurück. Offiziell war er noch im Lande, allerdings hatte er seinen Paß nicht mehr verlängern lassen, Nachfragen von Angehörigen waren bei der Botschaft nicht eingegangen, der gesamte Vorgang war wahrscheinlich irgendwo in der Registratur der Botschaft eingestaubt.

Im Verlauf meiner Einarbeitung erinnerte ich mich daran, daß man mir von Akten und Utensilien meines Vorgängers erzählt hatte. Vielleicht waren bei diesen Dingen ja brauchbare Unterlagen für meine Arbeit, Dossiers über lokale Organisationen oder andere nützliche Sachen für mein Büro. Da ich zu dieser Zeit bereits im Kontakt zu jener Organisation stand, die das ganze Zeugs zusammengepackt und eingelagert hatte, war es keine Schwierigkeit, dies alles einmal in Augenschein zu nehmen.

Der Schuppen, in dem alles eingelagert war, diente vormals als Gerätehaus eines Modell- und Lehrgartens. Das Projekt - „Ökologischer Gemüseanbau und Konservierung von Lebensmitteln

im urbanen Milieu" - war schon vor etlichen Jahren eingestellt worden, da sich der Geldgeber aus dem Norden, wie ich später erfuhr, aus Resignation über die träge Entwicklung des Projekts zurückgezogen hatte. Die Anlage war durch den Sand mumifiziert. Mit ein wenig Phantasie ließ sich noch erkennen, wo die Bewässerungssysteme gelegt worden waren und wie die Grenzen der Beete verliefen. Die mobilen Teile der Anlage, die Pumpen, Geräte und Zäune waren allesamt verschwunden, der Schuppen selbst an verschiedenen Stellen aufgebrochen.
Im Innern des Schuppens herrschte eine ziemliche Unordnung. Übereinander gestapelte Pappkartons mit Zeitungen, Büchern, Karten und Aktenordnern, die zum Teil an den Seiten aufgerissen waren, bildeten das Gros der Einrichtung. Reste von Büromöbeln lagen umher sowie Hausrat und einige Matratzen. Einiges deutete darauf hin, daß der Schuppen gelegentlich als Übernachtungsquartier genutzt wurde, vielleicht vom Nachtwächter des Geländes. Ein erster Überblick zeigte, daß noch etwa ein Drittel des Inhalts der Pappkartons zur - zunächst oberflächlichen - Begutachtung tauglich war. Die oberen Kartons waren durch Regenwasser und Sand vollkommen verrottet, ebenso die unteren, die vom Boden her aufgeweicht waren. Die Kartons in den Mittellagen aber waren, den Umständen entsprechend, noch recht gut erhalten.
In den darauffolgenden Tagen veranlaßte ich eine Säuberung des Schuppens. Bis auf die Kartons, die ich mir zur Durchsicht vorgenommen hatte, wurde alles entfernt, und da die Regenzeit bevor stand, ließ ich zudem das Dach und die Seitenwände notdürftig ausbessern. Da ich zu dieser Zeit einen vollen Terminkalender hatte und auch mit der Einrichtung meiner Wohnung reichlich ausgelastet war sowie auch noch über keine Hausangestellten verfügte, an die ich hätte Arbeiten delegieren können, war ich zu beschäftigt, als daß ich die Möglichkeit gehabt hätte, die Durchsicht der Akten in Angriff zu nehmen. Aber ich spürte eine große Neugierde. Die wenigen - aber allesamt eigentümlichen - Dinge, die ich über meinen Vorgänger erfahren hatte, sein mysteriöses Verschwinden sowie der mir noch unbekannte Fund im Schuppen: All dies führte in diesen Tagen dazu, daß ich intensiv über meinem Vorgänger nachdachte. Kurzum, ich ließ am darauffolgenden Wochenende die eigentlich notwendigen Arbeiten in meiner Wohnung sein und begab mich, ausgerüstet mit einem Tisch, einem Stuhl und mehreren Aluminiumkisten, zum Schuppen. Ich erhoffte, daß ich zumindest etwas über die Person meines Vorgängers, vielleicht sogar über seinen Verbleib erfahren konnte.

Trübe Tropen. Der Tag, an dem ich meine Sichtung begann, war zur Zeit der meteorologischen Vorspiele der Regenzeit - also feucht, heiß, stickig und staubig. Die lokale Bezeichnung für dieses Wetterverhältnis heißt la neige de Mauretanie, der Schnee aus Mauretanien. Sand aus der mauretanischen Wüste, so fein wie Puder, wird in kurzen Sturmböen umhergewirbelt. Es ist, als ob dichter fahlgelber Nebel, der greifbar ist, sich über die gesamte Landschaft gelegt hätte. Dieser Zustand kann Stunden bis Tage dauern - bis ein eruptiver Wolkenguß Kühlung und Klarheit verschafft. Bis zu diesem Zeitpunkt aber scheint alles stillzustehen und selbst der Flugverkehr wird eingestellt.

Die verbliebenen fünf Kartons des Schuppens enthielten zu einem Teil leider nur Zeitungen und Zeitschriften, darunter mehrere komplette Jahrgänge von Jeune Afrique, allesamt in Aktenordner abgeheftet. Nur in zwei Kartons befanden sich Dossiers und Aktenordner mit diversen Vorgängen. Berichte an die Zentrale, Abrechnungen und Buchhaltungen, Verträge mit Gutachtern und Angestellten, Protokolle von Seminaren, Korrespondenz.

Beim Durchblättern des Ordners mit den Verträgen erregte ein Dossier meine Aufmerksamkeit. Es war beschriftet mit „Jerôme - Jupiter, Domestique et.al." Das oberste Blatt war ein Computerausdruck eines Arbeitszeugnisses, beziehungsweise eines Entwurfs eines Arbeitszeugnisses, da an einigen Stellen nur Stichworte standen und handschriftliche Ergänzungen angemerkt worden waren. Bereits beim ersten Überfliegen des Textes wurde ich stutzig, da er für ein Arbeitszeugnis - zumal für einen Hausangestellten (was auch immer das „et.al." bedeuten sollte) - sehr eigentümliche Formulierungen enthielt und auch die normale Länge eines Arbeitszeugnisses bei weitem überschritt. Das Zeugnis hatte einen zum Teil gestelzten, zum Teil arroganten Tonfall; die inhaltlichen Elemente waren zumeist absonderlich und grotesk. In jener Passage, wo die Küchenkünste des Hausangestellten langatmig dargestellt und beurteilt wurden, hieß es zum Beispiel am Ende: „Einzig mit seinem Rezept der Manioksuppe, diesem fürchterlichen Geköch, möge er nie wieder andere Leute bekochen und das Geheimnis seiner Zubereitung mit ins Grab nehmen."

Schon bald nach dem Beginn meiner Sichtung der Unterlagen meines Vorgängers stellte ich fest, daß mich der Kerl sehr zu interessieren begonnen hatte. Ich brach jedoch meine Lesestunden im Schuppen zunächst ab, verpackte alle Unterlagen und lagerte diese in einer Garage meines Hauses ein. Den Hauswächter beauftragte ich, ein Regal zu bauen, damit ich zu einem späteren Zeitpunkt die Papiere besser archivieren und systematisch erarbeiten konnte.
Es war nicht besonders schwierig, Jerôme Bä in der Stadt ausfindig zu machen. Da er zu dieser Zeit ohne Arbeit war und ich ihn als sympathisch, klug und fähig erachtete, stellte ich ihn als Hausangestellten von mir ein. Zudem erhoffte ich mir von ihm umfangreiche Auskünfte über meinen Vorgänger. In jedweder Hinsicht wurden meine Erwartungen dabei nicht enttäuscht. Allerdings muß ich erwähnen, daß es nicht einfach für mich war, Jerôme zu einem Arbeitsvertrag in meinem Hause zu bewegen: Er war erstaunt und fast ein bißchen erschrocken und entsetzt, als ich ihm erzählte, daß ich der Nachfolger seines früheren Patrons sei. Doch schon nach wenigen Monaten legte sich seine Skepsis mir gegenüber, ich gewann mit ihm einen reflektierten Informanten, der meine Recherchen über meinen Vorgänger kundig begleitete.
Mit Hilfe von Jerôme konnte ich auch nach einiger Zeit die ehemalige Freundin meines Vorgängers ausfindig machen, die mit ihm einige Jahre verbracht hatte. Barbine Kali, so der Name der Frau, war, als ich sie kennenlernte, Mitte 20 und studierte in der Metropole. Auch mit ihr konnte ich bei meinen Studien kooperieren, doch war sie, wie Jerôme, am Anfang unserer Bekanntschaft überaus zurückhaltend. Es brauchte einige Anstrengungen meinerseits, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Während meiner Jahre in Afrika recherchierte ich Material zu meinem Vorgänger und ich rekonstruierte seine Biographie. Ich hatte gute Informanten und ergiebige Dokumente. Bei meinen Arbeitsbesuchen in Deutschland konnte ich sogar zu seinen Eltern und einigen seiner früheren Freunde Kontakt aufnehmen. Mit diesen Hilfen konnte ich den vorliegenden Bericht verfassen. Aus Gründen der Lesbarkeit wählte ich als Form die Novelle. Das heißt auch, daß ich gewisse Passagen hermeneutisch ergänzen mußte, damit der gesamte Kontext transparent blieb.

Bei meinem letzten Besuch bei Barbine Kali fragte ich sie, nachdem wir mein Manuskript fertig besprochen hatten: „Barbine, wir sind gemeinsam Kapitel für Kapitel, Passage für Passage durchgegangen. Was ist Ihr Gesamteindruck? In einem Satz: Habe ich ihn 'getroffen'?" In ihrer leicht kryptischen Art sagte sie nach einigem Überlegen: „Er war so, wie er im Buch von Ihnen beschrieben wurde, aber er war anders als ich ihn in Erinnerung habe." Und nach einer kleinen Weile fügte sie hinzu: „Vielleicht kann ich aber auch heute sagen '... wie ich ihn in Erinnerung hatte.' Das Buch, oder die Arbeit mit Ihnen am Buch, hat ihn, glaube ich, in mir ziemlich verändert."

Aus verständlichen Gründen habe ich die Namen - und zum Teil auch die Identitäten und Charaktere - von Personen, Organisationen und Orten verändert, besser: für eine Identifikation unkenntlich gemacht. Die von mir recherchierten Ereignisse und Vorfälle liegen erst einige Jahre zurück, doch es gibt gute Gründe sie insgesamt publik zu machen. Davon wird später noch zu reden sein. Viele der 'Mitspieler' leben noch. Mit einigen von ihnen, denen ich mich kollegial oder freundschaftlich verbunden fühle, stehe ich noch heute im lockeren Kontakt. Einzelnen habe ich mein Manuskript zur Korrektur vorgelegt: Wo verfremde ich zu wenig, wo zu viel? Ihnen möchte ich an dieser Stelle herzlich danken. Auch die internationalen und lokalen Organisationen, von denen die Rede ist und die zum Teil 'Schauplatz' sind, sind weiterhin tätig. Da mir in keinster Weise daran liegt, ihre Identität preiszugeben, war es notwendig, gewisse Verfremdungen zu betreiben. Ebenfalls liegt es mir fern, meinen Vorgänger post mortem an den Pranger zu stellen.

Für meinen Vorgänger habe ich das Pseudonym „Fresleven" gewählt. Es ist eine kleine Referenz an Joseph Conrad und vor allem seinen Roman „Herz der Finsternis", dem Gute-Nacht-Brevier der Feldforscher. Fresleven spielt im Roman eine winzige Nebenrolle. Nur auf einer Seite findet sein Schicksal und seine Bedeutung, die er für den Ich-Erzähler Charlie Marlow hatte, Erwähnung. Allerdings paßt die Konnotation seines Namens auch trefflich zum Charakter meines Vorgängers. Die Passage im „Herz der Finsternis" läßt sich kurz zusammenfassen: Kapitän Fresleven - er ist der Amtsvorgänger von Charlie Marlow - ist ein ruhiger, stiller und sanfter Typ, der für eine englische Handelsfirma in den Binnengewässern Afrikas seit vielen

Jahren tätig ist und allmählich demoralisiert wird. Um seine Selbstachtung wiederzugewinnen, verspürt er ab und zu den Drang, afrikanische Häuptlinge erbarmungslos zu verprügeln. Das geht eine Weile gut, aber irgendwann schlägt der Sohn eines Häuptlings zurück. Fresleven stirbt in flagranti am Tatort, einem Dorf im Busch. Eine ent- setzte Bevölkerung verläßt daraufhin in wilder Panik das Dorf. Marlow erzählt weiter: „Danach schien sich niemand weiter um Freslevens sterbliche Überreste gekümmert zu haben, bis ich in seine Fußstapfen trat. Als sich endlich eine Gelegenheit ergab, meinen Vorgänger aufzusuchen, war das Gras, das mittlerweile durch seine Rippen gewachsen war, schon hoch genug, um sein Gebein zu verdecken. Die Knochen waren noch alle da. Das überirdische Wesen war nach seinem Fall nicht berührt worden. Und das Dorf war verlassen; schwarz starrten mich die Hütten an, verrottet, schief hinter den eingefallenen Umzäunungen. Ein Unheil war über dem Dorf hereingebrochen, das war unleugbar. Das Volk war verschwunden. Wahnsinniger Schrecken hatte sie - Männer, Frauen und Kinder - in den Busch getrieben, und sie waren nie zurückgekehrt."

Mein Bericht hat natürlich auch eine 'message', etwas veraltet könnte man auch sagen: eine Mahnung. Doch ich bin für das Formulieren einer solchen Mahnung nur bedingt geeignet; wahrscheinlich hätte sie die moralische Kraft des Kleingedruckten auf einer Zigarettenpackung: „Der Entwicklungsminister warnt: Praktizierte Entwicklungspolitik in den Tropen kann Ihrer seelischen Gesundheit und Ihrem moralischen Unterfutter schaden." Ich möchte deswegen noch einmal mit einem schweren Zitat auf Lawrence of Arabia zurückgreifen, mit dem ich schon das Vorwort anklingen ließ. Lawrence - auch sein Buch gehört zu den edelsten Klassikern der Gute-Nacht-Breviere der Feld forscher - 'warnt': „Gebe Gott, daß niemand, der meine Geschichte liest, verführt von dem Zauber der Fremde, hinauszieht, um sich und seine Gaben imDienste einer fremden Kultur zu erniedrigen."

Der Negrophile: Expose und Fragment

Ein CV in Short cuts

Fresleven wurde 1946 geboren, er war das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater arbeitete als leitender Ingenieur in der Produktion eines Chemiewerkes, seine Mutter war nach abgebrochenem Medizinstudium Hausfrau geworden und geblieben, allerdings war sie in dem Provinz-Städtchen Neustadt eine beliebte und engagierte Frau, die in manchen Organisationen ehrenamtlich tätig war. Sein Vater hatte im Keller des Hauses einen Hobbyraum eingerichtet, Vater und Sohn - beides passionierte Tüftler - verbrachten darin bastelnd viel Zeit.
Nach seinem Abitur - die Schulzeit verlief ohne besondere Auffälligkeiten -verweigerte Fresleven den Kriegsdienst und arbeitete während der Zeit des Zivildienstes in einer Werkstatt für Behinderte. Für ihn war dies ein geeignetes Umfeld: Er konnte helfen, nützlich sein - und weiterbasteln. Danach begann Fresleven mit seinem Studium, wobei er bei seiner Wahl einerseits dem Trend der Zeit folgte und sich in Soziologie einschrieb, andererseits aber auch das Ziel vor Augen hatte, Lehrer an einer Gewerbeschule zu werden.

Während seines Studiums in Tübingen hatte Fresleven auch seine erste Freundin, mit der er in einer kleinen Wohngemeinschaft lebte. Im Kontext der Studentenbewegung engagierten er und seine Freundin sich in politischen Organisationen - mal hier, mal da - und beide landeten irgendwann in einer Hochschulgruppe, die sich mit der Dritten Welt, dem Imperialismus und dem Neokolonialismus befaßte.

Eine Zäsur in diesem geradlinigen Leben brachten zwei Reisen mit sich, deren Ziele Ende der 60er Jahre im Linken Lager sehr beliebt waren. Die eine Reise führte Fresleven und seine Freundin zur Zuckerrohrernte nach Cuba, die andere nach Tansania. Allerdings reiste er alleine nach Afrika, denn mittlerweile hatte er sich von seiner Freundin getrennt, nachdem diese mit einem Cubaner ein Verhältnis angefangen hatte.

Tansania bedeutete für Fresleven persönliche Erkenntnis.Während der dreimonatigen Reise, die ihn zu Projekten der Entwicklungshilfe, zu Missionsstationen und "zu Ujamaa-Dörfern führten, „erhellten sich für mich die Schattenseiten des gut gemeinten Engagements für die Dritte Welt", wie er in einem Brief an seine Eltern aus dem Jahre 1969 schrieb. Mit Akribie schilder te er in diesem Brief, wie Traktoren, Mühlen und anderes hochwertige Gerät schon nach kurzem

Gebrauch nur noch Schrottwert hatte, da diese Maschinen nicht gepflegt wurden und es kaum Ersatzteile gab. Im Kontakt mit Entwicklungshelfern, Missionaren und Experten erkannte Fresleven, „daß es hier einer gescheiten Didaktik und Methodik der Entwicklungsidee ermangelt. Ich glaube", so in einem späteren Brief an die Eltern, „daß ich nunmehr weiß, was ich nach meinem Studium tun werde. Mein Platz ist hier!"

In der Zeit während und nach seiner Reise las sich Fresleven durch die Literatur der Entwicklungszusammenarbeit. Ebenso las er Albert Schweitzer, die Geschichten über die Unabhängigkeit Afrikas, die Theorien über die Unterentwicklung etc. Von den verschiedenen Organisationen, die Entwicklungshelfer und Experten entsenden, forderte er Unterlagen an und besuchte ebenfalls die angebotenen Orientierungskurse.
Rasch absolvierte er sein Studium und seine Referendarzeit als Lehrer in einer Gewerbeschule. Danach bewarb er sich als Entwicklungshelfer bei einer kleinen Organisation, die ihn als Projekt-Assistenten nach Kenia in eine Provinzhauptstadt am Viktoria-See für zwei Jahre entsandte.

In die Tropen - und zurück

Einige Jahre später hatte Fresleven in einem Brief diese Zeit am Viktoria-See als „die schönste Zeit meines Lebens" bezeichnet. Mit der weltoffenen Ethnie der Luos, die am Viktoria-See lebten und die neuen Technologien neugierig und aufgeschlossen gegenüberstanden, kam er gut zurecht. Das kolonial-englische Stadtbild, das „auf malerische Art bereits ein wenig verfiel, gefiel ihm sehr. Ausgedehnte Reisen führten ihn in das nahegelegene Uganda, den Urwald, die Halbwüste am Turkana-See, nach Tansania und an die Küste nach Malindi und Mombasa. Seine Aufgabe bestand darin, eine Lehrwerkstatt zusammen mit einem Luo und einem Engländer zu leiten, in der alles hergestellt und repariert wurde, was gerade anfiel. Da er selbst als Lehrer ausgebildet war, war es natürlich, daß er insbesondere für den Unterricht der jungen Luos zuständig war. Zusammen mit dem Engländer hatte sich Fresleven mit zwei weiteren Entwicklungshelfern ein kleines Haus in der Nähe des Sees angemietet. Dortselbst verbrachten die jungen Männer häufig heitere Abende, denn sie führten ein gastfreundliches Haus, was sich auch bei der weiblichen Jeunesse noire der Stadt herumgesprochen hatte.

Mit einigem Bedauern, aber auch mit der Hoffnung Afrika wiederzusehen, kehrte Fresleven nach Deutschland nach dem Ende seines Vertrags zurück.

Eine Verlängerung war nicht möglich, sein Nachfolger war bereits benannt worden. Zudem hatten ihm befreundete Kollegen aus der Entwicklungszusammenarbeit geraten, es bei einer anderen Organisation zu versuchen, doch diesmal „eine Nummer größer", schließlich habe er nunmehr einige Jahre Berufserfahrung und könne den „Sprung vom Helfer zum Experten" wagen.

Die Rückkehr nach Deutschland war für Fresleven nur als ein „Stop over im Abendland" geplant, der sich aber für ihn unangenehmerweise viel zu sehr in die Länge dehnte. In dieser Zeit wohnte er bei seinen Eltern in Neustadt, seine Hauptbeschäftigung war es, sich zu bewerben,Vorstellungsgespräche zu führen, sich zu orientieren und -Absagen zu erhalten.

In die Tropen - one way

Endlich - nach knapp einem Jahr des Durchhängens, der Resignation, des Job-bens - bekam Fresleven einen neuen Vertrag mit einer Organisation der Entwicklungszusammenarbeit, der seinen Wünschen, bis auf wenige Aspekte, durchaus entsprach. Die Organisation hatte in West-Afrika viele lokale Partnerorganisationen, diese sollten enger an die deutsche Geber-Organisation gebunden werden. Diese Maßnahme, der Aufbau eines regionalen Büros, war ein Pilotprojekt und sollte, sofern die Ergebnisse positiv bewertet würden, flächendeckend eingeführt werden. Fresleven bekam den Vertrag, da er zum einen technisch versiert war, eine pädagogische Ausbildung hatte, sich mit entwicklungsbezogenen Fragestellungen ausgiebig befaßt hatte und zudem bereits Erfahrungen in der Entwicklungszusammenarbeit gesammelt hatte. Das einzige Hemmnis war die Sprache. Bevor er ausreisen konnte, mußte er in einem mehrmonatigen Crash-Kurs in Frankreich französisch lernen, das ihm selbst zu Beginn recht

schwer fiel, da er kaum Grundkenntnisse hatte. Alles in allem aber war Fresleven glücklich, denn neben der reizvollen Aufgabe lockte auch ein attraktives Gehalt.
Anfang des Jahres 1978 flog Fresleven zur Arbeitsaufnahme nach West-Afrika. Nach Europa kehrte er nie wieder zurück.

Sein Wunsch mit der Arbeit zu beginnen wurde durch unzählige administrative und bürokratische Hemmnisse blockiert.Wie K in Kafkas „Das Schloß" verlor sich Fresleven im Gestrüpp von Institutionen, Partnerorganisationen und Behörden. Überall warteten schier unüberwindliche Schwierigkeiten bei seiner Installation in der west-afrikanischen Metropole auf ihn. Nichts gelang ihm in den ersten Monaten und auch die Deutsche Botschaft konnte (oder wollte?) ihm nur wenig helfen: Weder bekam er seine Anerkennung als internationaler Experte, noch bekam er eine Zollbefreiung für seinen Wagen. Er schwerend kam hinzu, daß Fresleven keine Kumpanei mit den bestechlichen Beamten und Angestellten der Behörden machen wollte und auf teure Galoppini, professionelle Zwischenträger und Agenten, verzichtete. Die Zähne zusammengebissen und die geballte Faust in der Tasche, begab er sich auf den Marsch durch ein Labyrinth afrikanischer Institutionen.

Auch die afrikanische Organisation, die die Schirmherrschaft über sein Projekt übernommen hatte, bereitete ihm einen dornenreichenWeg, sie versagte ihm Unterstützung. Er bemerkte alsbald, daß er nicht sehr willkommen war, seine Ankunft wurde insgesamt mißtrauisch beäugt. Denn auch die deutsche Organisation hatte sein Projekt vor Ort nicht sonderlich gut vorbereitet, Fresleven wurde von Anfang an als Kontrolleur von Geber-Organisationen angesehen.Von wichtigen Informationsquellen wurde er abgeschnitten. Briefe, die an ihn adressiert waren, bekam er mit erheblicher Verspätung, teilweise waren sie geöffnet. Besprechungen, zu denen er zwar eingeladen wurde, wurden in jeweiligen Lokalsprachen durchgeführt; seine geäußerten Wünsche nach Übersetzung überhörte man. Fresleven, kann man sagen, wurde von Beginn an kaltgestellt.

Am Ende eines langen, mühseligen und demütigenden Jahres hatte Fresleven sich endlich installiert und auch mit seiner Arbeit begonnen. Doch war es ihm nicht gelungen, eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit seinen Counterparts und den lokalen Organisationen aufzubauen. Man behandelte ihn distanziert und beschränkte den Kontakt mit ihm auf das Notwendigste. Diese Monate hatten ihn verbittert, verhärmt und resignieren lassen. Sein anfänglicher guter Wille, seine Wünsche zu helfen, waren umgeschlagen in Verachtung,Wut und Haß gegen den Afrikaner. Für ihn war dieses Jahr vertändelte Zeit, nutzlos zugebracht mit bestechlichen Bürokratien und abweisenden Organisationen, die auf sein Know-how arrogant verzichteten. Die Zentrale der entsendenden Organisationin Deutschland war ebenfalls für ihn in dieser schwierigen Zeit nur wenig hilfreich. Eine Möglichkeit, die Probleme mit zuständigen Referenten zu besprechen, wurde ihm nicht angeboten. Im Gegenteil: Bei den Arbeitsbesuchen von Mitarbeitern der Zentrale in seinem Büro gab man ihm so deutlich wie süffisant zu verstehen, daß er halt abbrechen müsse, wenn er „die Arbeit nicht packen" könne. Das Produkt der Organisation wäre „Entwicklung, Partnerschaft, Modernisierung und nicht, sich ewig mit Fragen der Installierung zu befassen."

Sein zuständiger Referent riet ihm, seinen Jahresurlaub in Deutschland zu machen, um währenddessen zu überdenken, ob er seinen Vertrag abbrechen oder ob er weitermachen wolle - dann aber vernünftig und ergebnisorien tiert. Nach einigen Überlegungen entschloß sich Fresleven tatsächlich Urlaub zu nehmen, jedoch nicht in Deutschland.

Für einige Wochen reiste Fresleven nach Kenia an den Viktoria-See zu seinem alten Projekt, zu dem er noch gelegentlichen Briefkontakt hielt. Sein ehemaliger Freund, der Engländer, war immer noch in dem dortigen Projekt tätig, und dieser hatte die Lehrwerkstatt zu einer regionalen Ausbildungszentrum erweitert. Dieser Besuch wurde zu einem regelrechten Fiasko: Sein ehemaliger Freund und seine früheren Bekannte standen seinen Berichten über die Inkompetenz der Afrikaner, die Schikanen der Behörden skeptisch gegenüber, und sie bezweifelten den Wahrheitsgehalt seiner Erzählungen. Sie waren erschüttert über Fresleven und dessen zynische Attitüde und seine leidenschaftliche Art, wie er rassistische Witze erzählte. Es kam schon in den ersten Tagen zu einem offenen Bruch, und Fresleven fuhr mit der Eisenbahn -der alten

Koloniallinie von Kampala nach Mombasa - an die kenianische Küste, um dort Urlaub zu machen und seine Situation grundlegend zu überdenken.

Urlaub und Metamorphose

Finster und verstört erreichte Fresleven die Küste von Kenia, an der er einige Jahre zuvor immer wieder heitere Tage und Wochen verbracht hatte. In einem luxuriösen Strandhotel ließ er sich nieder, mit der selbstgestellten Aufgabe, dieses nicht eher zu verlassen, bevor er für sich geklärt hätte, ob er das Projekt in West-Afrika weiterführen oder abbrechen sollte. Nach einiger Zeit des dumpfen und einsamen Grübeins beschloß Fresleven, seinen Vertrag nicht zu kündigen. Während der Wochen im Hotel machte er eine Bestandsaufnahme und geistige Inventur.

Eine Rückkehr nach Deutschland kam nicht mehr in Frage, da er sich selbst als nunmehr heimatlos einschätzte. Die sozialen Kontakte waren weggebrochen und zu einer Tätigkeit als Lehrer in einer Gewerbeschule hatte er schlichtweg keine Lust mehr. Zudem hatte er sich zu sehr an bestimmte Lebensstandards als hochbezahlter Experte in Afrika gewohnt. Und es gab noch einige andere Dinge, die er in Afrika erleben wollte; dazu gehörten unter anderem die femme nue, femme noire, femme obscure. Denn bisher hatte er nur gelegentlich kurze und allzu kurze Beziehungen zu Afrikanerinnen gehabt.

Eine Lektion afrikanische Institutionenkunde

Fresleven beschloß also in Afrika zu bleiben. Mehr noch: Er entschied, sich dortselbst für immer zu etablieren. Kühn und kühl begann er zu planen. Sein Vertrag mit der Organisation lief noch einige Zeit und diesen Zeitraum wollte er gut nutzen, um sein selbstständiges Unternehmen logistisch aufzubauen. Im Windschatten seines Regionalbüros begann sein privates Geschäft sich allmählich zu konturieren.

Schon bald nach seiner Arbeitsaufnahme in dem afrikanischen Land hatte Fresleven bemerkt, daß viele Nichtregierungsorganisationen aus den Industrieländern im Lande tätig waren und mit einheimischen Organisationen zusammenarbeiteten. Die Organisationen aus den Industrieländern füngierten dabei in der Hauptsache als Donor Agencies, das heißt, daß sie die Mittel zur Realisierung der Projekte zur Verfügung stellten. Häufig stellten diese Donor Agencies aber nach einiger Zeit fest, daß es in der einheimischen Projektverwaltung zu Unregelmäßigkeiten gekommen war oder daß Doppelfinanzierungen arrangiert worden waren. In einigen Fällen mußte sogar festgestellt werden, daß man es mit sogenannten ONG-ß/don - also Bluff-Nichtregierungsorganisationen - zu tun hatte, die nur dem Schein nach existierten, um Gelder aus der finanziellen Entwicklungszusammenarbeit 'abzuzocken'.

Die im guten Glauben finanzierten Projekte existierten dann häufig nur als Fragment, zuweilen auch nur als Projektplan. Sobald die Donor Agencies dies merkten, zogen sie sich aus der weiteren Projektfinanzierung zurück, juristische Nachspiele verliefen zumeist im Sande. Übrig blieben halbfertige Projekte: Bewässerungssysteme, Gartenbauanlagen, Krankenstationen, Schulbauten, Brunnen, Getreidebanken, Werkstätten, Ausbildungszentren - die Liste ließe sich noch lange fortsetzen.

Fresleven beschloß auf diesem Gebiete tätig zu werden. Durch seine Arbeit im Regionalbüro kam er viel rum, hörte und sah viel. Er registrierte die irr Lande und in der Hauptstadt verstreuten Entwicklungsruinen, kleinere wie größere. Letztendlich waren sie so etwas wie herrenloses Gut geworder denn die einheimischen Projektträger hatten ihr Interesse verloren, da ker Geld mehr floß und die Donor Agencies hatten sich resigniert zurückgezoger

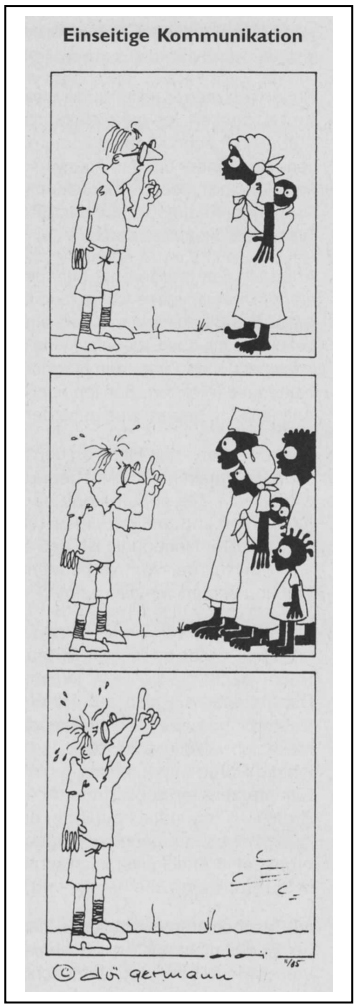
Es war nicht schwer für Fresleven, die betreffenden Organisationen zu ider tifizieren, die vormals an den Projekten beteiligt waren. Mit ihnen nahm e-Kontakt auf und ließ sich diese auf seine eigene Firma überschreiben, zumeis-nur gegen eine kleine symbolische Gebühr.Auf skeptische Nachfragen arg. mentierte er damit, daß er das begonnene Projekt wieder instandsetze-wolle und dies auch schaffen könne, da er selbst vor Ort die Überwacht-: des Projekt vornehmen könne. In seinen ersten Überlegungen für seine Fir~ hatte er ihr den - wohl ironisch gemeinten - Namen „Entwicklungsruine

Ankauf und Verkauf' gegeben. Der offizielle Name lautete später „Projets de Developpement d'Occasion. Consulting". Diese angekauften Projekte verkaufte Fresleven dann an neue Donor Agenäes, die im Lande tätig werden wollten und auf der Suche nach geeigneten einheimischen Trägern waren. Fresleven war da mit seiner Consulting eine attraktive Adresse - und machte einen guten Profit.

Aber Fresleven hatte noch eine weitere Einkommensquelle entdeckt: Während seiner unzähligen und zähen Verhandlungen am Hafen, als er sein Projektauto und seinen Container aus dem Zoll befreien wollte, hatte er am Rande des Zollbereichs einige Lagerhallen bemerkt, in denen sich Waren unterschiedlicher Art und Herkunft stapelten. In der Nähe einer dieser Lagerhallen war zudem ein Parkplatz, auf dem offensichtlich gebrauchte Gelände- und Krankenwagen, Kleinbusse,Traktoren und Baumaschinen einstaubten. Beiläufige Erkundungen seitens Freslevens ergaben, daß es sich hierbei zum größten Teil um Geschenke von Privatpersonen und kleinen Hilfsorganisationen aus Europa an Dorfinitiativen und Organisationen in der Hauptstadt handelte.

Die Basis für diese Geschenke war zumeist durch private Kontakte von Touristen - darunter auch Klinikchefs, Stadtdirektoren etc. - entstanden. Das Prinzip war einfach und immer wieder ähnlich:Touristen aus den Industrieländern hatten sich während ihres Aufenthaltes mit Afrikanern, die zur Funktionselite der Gesellschaft gehörten, angefreundet. Wieder zurück in der Heimat bildeten sie kleine afrikanische Freundeskreise, um ganz privat und uneigennützig für Afrika zu sammeln. Zumeist war es nicht Geld, sondern es waren Sachspenden: gebrauchte ausrangierte Kranken- und Feuerwehrautos, landwirtschaftliches Gerät, das nicht mehr benötigt wurde, Chemiedünger (dessen Anwendung in Europa mittlerweile verboten war), altes Klinikbesteck, Sterilisationsapparate, Medikamente und Herzkatheder (deren Verfallsdatum überschritten war), Brillen, Schreibmaschinen, Schultafeln, alte Bücher aus Bibliotheken ... Das alles wurde säuberlich verpackt und mit dem Schiff nach Afrika geschickt.

Doch die Rechnung war ohne die afrikanischen Zollbehörden gemacht worden, die die Waren taxierten und die entweder von der schenkenden oder von der beschenkten Organisation eine nicht unerhebliche Summe an Zolltarif einforderten. Von den schenkenden Organisationen kamen meist entrüstete Briefe an die Zollbehörden zurück: Es sei doch nur ein Geschenk, man wolle für Afrika etwas Gutes tun, keinen Hände/ treiben, der ganze Sinn dieser Aktion läge einzig darin, unbürokratische Hilfe zu leisten.Von den Zollbehörden aber kamen meist nur neuerliche Anschreiben zurück: Zollbefreiung wäre nur dann möglich, wenn es sich bei der beschenkten Organisation um einen staatlich anerkannten und eingetragenen Verein handele, der von Steuern und Zoll befreit sei. Dies sei aber im vorliegenden Fall nicht gegeben, weswegen der Zoll zu bezahlen sei und zwar von der schenkenden Organisation, da die beschenkte Organisation keinerlei Mittel zurVerfügung hätte. Deswegen handele es sich bei der Lieferung um eine normale Einfuhr von Handelsgütern, eine Ausnahme auf Zollbefreiung könne wegen der Präzedenzwirkung nicht stattgegeben werden. Der Betrag sei zu entrichten.



Irgendwann stellten dann die schenkenden Organisationen ihren Briefwechsel mit der Zollbehörde mit einem abschließenden empört-unfreundlichen Brief ein. Und die Waren verblieben - als tendenziell herrenlose Güter - in den Lagerhallen und Parkplätzen des Hafens, falls sie nicht durch Angestellte aus den Lagern herausgeschmuggelt oder in den Hafen gekippt wurden oder schlicht verrotteten. Dies war die Stunde von Fresleven.

Fresleven nahm Kontakt mit den ihm bekannten Beamten vom Zoll auf.Aus den früheren haßerfüllten Beziehungen, die er zu ihnen hatte, entwickelten sich Geschäftsbeziehungen auf einer

zwar illegalen aber trotzdem soliden Grundlage. Von den Beamten erhielt Fresleven zunächst gegen Bargeld Kopien der Begleit- und Zollpapiere jener Waren, die in den Lagerhallen einer Ungewissen Zukunft entgegenharrten. Ebenfalls bekam er den Briefwechsel zwischen schenkender Organisation und Zollbehörde. Über seine Firma, die mittlerweile den Status eines Office de Transitaire hatte, schrieb Fresleven freundliche und mitfühlende Briefe an die unglücklichen und über die afrikanischen Behörden empörten Organisationen in Europa. Dabei stellte er sich als Vermittler vor, der die Dinge zu guter Letzt doch noch zum Guten wenden könnte und der einerseits die Prinzipien der unbürokratischen Entwicklungshilfe verstand, aber andererseits auch über das Know-how verfügte, um mit engstirnigen afrikanischen Behörden hart zu verhandeln.

Nachdem der erste Kontakt mit der schenkenden Organisation erfolgreich aufgenommen war, begann Fresleven den nächsten Schritt. Er bot sich unentgeltlich und offiziell als Vermittler an, die Geberorganisation hätte allerdings noch eine Kleinigkeit zu erledigen: Sie müsse ihm eine Schenkungsurkunde zukommen lassen,womit ihm die jeweiligen Güter im Hafen gehörten - Vordruck anbei. Er selbst aber würde dafür bürgen, daß die Güter rasch und ohne lästige Formalitäten zu den vorbestimmten Empfängern kämen. Er würde auch die Geberorganisationen auf dem Laufenden halten.

Meist reagierten die Geberorganisationen zwar prompt, aber interesselos bezüglich weiterer Informationen. Zu tief saß die Enttäuschung darüber, dass ihnen der Wunsch zu helfen und Gutes zu tun für die notleidende Bevölkerung von einer subalternen afrikanischen Behörde verwehrt wurde und noch auf eine so demütigende Art und Weise: „...Wenn Sie jedoch, verehrter Herr Fresleven, trotzdem noch versuchen wollen, hier etwas zu erreichen, dann wollen wir Ihnen nicht im Wege stehen. Die Schenkungsurkunde, gemäß Ihres Vordrucks, ist in den Anlagen beigefügt. Mit den herzlichsten Wünschen für ein gutes Gelingen - Ihre (ehemalige) 'Hilfsaktion für Afrika, Heimstetten an der Wutach'".

Mit dieser Schenkungsurkunde - und vielen weiteren - begab sich Fresleven wieder zur Zollbehörde in den Hafen und verhandelte informell mit den Beamten über die Höhe seines Beitrags für die „Kaffeekasse der Zollbehörde" und die Höhe der Zollgebühren, wobei der letzte Betrag nur symbolisch war. Und beide Parteien kamen gut bei weg. Fresleven war nunmehr der offizielle Besitzer der Verzollten' Waren und mußte schon bald größere Lagerhallen in der Stadt anmieten, um die Geräte und Waren zu lagern und zu pflegen. Gleichzeitig diente das Lager auch als eine Art Entwicklungwarenhaus, in dem Organisationen, Kliniken, Schulen, Genossenschaften günstig einkaufen konnten. Fresleven hatte eine Marktlücke entdeckt, er hatte darüber das Monopol - und er wurde reich.

Barbine Kali und Jerôme Bâ: Negresse et Negre de Luxe

In den Jahren, in denen Fresleven in dem afrikanischen Land lebte, war er insbesondere mit einer Afrikanerin und einem Afrikaner verbunden.

Als er im Kontext eines Projektbesuches Barbine Kali in einem der ausgedehnten quartiers irregulieres der Metropole kennenlernte, war sie 17 Jahre alt. Ihrer Familie, die in einem Dorf im Süden des Landes lebte, war sie schon früh entkommen, und sie lebte nun bei sehr entfernten Verwandten ihres Vaters. Diese duldeten Barbine zwar aufgrund der familiären Gesetze der Gastfreundschaft, allerdings kümmerten sie sich kaum um ihre schulische und moralische Erziehung. Selbst wenn sie über einige Tage von der Familie wegblieb, so wurde dies doch zunächst nur unter pragmatischen Gesichtspunkten kommentiert: Ein Esser weniger! In einem Brief beschrieb Fresleven sie einmal folgendermaßen: „... in Deutschland würde man Barbine als 'Streunerin' bezeichnen. Ich selbst nenne sie deswegen auch 'meine streunende Gazelle' - und damit weißt Du, wie sie aussieht. Und sie ist maulbeerfarben! Wie sagte es Senghor'Femme noire.femme nue, j'ai grandi ä ton ombre; la douceur de tes mains bandait mes yeux ...'" Für Fresleven war sie zunächst bei seiner Arbeit im Regionalbüro von Bedeutung. Es schien ihm, daß Barbine sämtliche klandestinen Winkel und Areale der Metropole kannte, auch war sie mit einzelnen Regionen des Südens des Landes intim vertraut. Mit der gleichen Souveränität, in der Barbine sich mit Fresleven in den engen - und vom Ton her rauhen - Straßen der Auto-Werkstätten bewegte, verstand sie es, ihn in die 'Weißen Nächte' der Metropole einzuführen.

Barbine kannte die Sprachen - und den Jargon - des Südens, und deshalb konnte sich Fresleven unter ihrer Führung weit in 'den Busch' wagen.

Sie war seine Geliebte, nicht seine Freundin. In der Öffentlichkeit traten sie zwar zusammen auf, jedoch eher mit dem Anschein, daß es sich bei Barbine Kali um seine 'Mitarbeiterin-Komplizin' handle, obwohl Barbine selbst niemals in die sinistren Bereiche der Geschäfte von Fresleven involviert war. Es gab ein Prinzip von Gleichheit und Gegenseitigkeit: Sie streunte tagelang umher, ohne daß er wußte wo sie war; er begab sich von einer Stunde auf die andere auf eine seiner eigentümlichen Geschäftsreisen, ohne sie vorher über sein Verschwinden zu informieren. Aber sie verstanden es auch, ohne Planungen für mehrere Wochen gemeinsam gewagte und aufwendige Reisen zu unternehmen.

Fresleven lernte Jerôme Bâ bei einer privaten Einladung eines Diplomaten kennen, wobei die konkreten Umstände zumindest als sonderlich zu bezeichnen sind: Bei der inoffiziellen - also nur für Weiße vorgesehenen -Abschiedsfeier des Botschafters eines europäischen Landes, zu der auch Fresleven eingeladen worden war, wurde der „Domestique des Botschafters, Jerôme Bä, versteigert". Seine Qualitäten wurden vom Botschafter persönlich hervorgehoben, seine Kochkünste, seine Fähigkeiten als Gesellschafter, seine guten Kenntnisse der Region, seine künstlerischen Fähigkeiten, seine gute Allgemeinbildung sowie seine Diskretion. Über Jahre war er dem Botschafter zu Diensten gewesen, eine Mitnahme von Jerôme Bä war aufgrund der neuen Wirkungsstätte des Botschafters unmöglich, da diese auf der arabischen Halbinsel lag. Da der Botschafter ein Interesse hatte, Jerôme gut unterzubringen, bot er ihn demjenigen Gast seiner Abschiedsfeier an, der den besten Lohn anzeigte. Und Fresleven bekam den Zuschlag.

Jerôme Bâ kam aus dem Norden des Landes. Er hatte ein Universitätsstudium abbrechen müssen, da ihn familiäre Umstände dazu zwangen, eine Arbeit aufzunehmen. Seine gepflegten Umgangsformen hatten ihn schon bald dazu gebracht, daß er zum „besseren Hausangestellten" avancierte. An die ihm fremden Sitten seiner weißen Arbeitgeber verstand er sich 'anzuschmiegen', behielt jedoch eine Distanz zu ihnen, die den alltäglichen Umgang miteinander reibungslos erhielt. Für Fresleven war Jerôme Butler und Vertrauter, Assistent und Personalchef, Koch bei besonderen Gelegenheiten sowie Informant und Berater bei Angelegenheiten, die Barbine Kali nichts angingen.

Die Apotheose von Fresleven

In der Trockenzeit des Jahres 1979 begab sich Fresleven auf seine jährliche retraite, die ihn in den Norden des Landes führte, an jene schmale Grenze von Halbwüste und Savanne. Dortselbst kannte er ein kleines Dorf, das nur während der Regenzeit von den Älteren, den Kindern, den Schwangeren und den Kranken und Gebrechlichen einer nomadisierenden Ethnie genutzt wurde. Fresleven hatte eine Art Vertrag mit den Nomaden geschlossen, deswegen blieben seine Aufenthalte ungestört, wenn zufällig Hirten mit ihren Herden vorbeizogen. Gegenüber anderen bezeichnete Fresleven das Dorf als „seinen Jungbrunnen im Primitivismus": Er gewann Abstand zu seinen Unternehmungen und legte „erste gedankliche Blaupausen für neue Projekte" an. Zuweilen blieb Fresleven mehr als vier bis fünf Wochen im Dorf, Wasser war dortselbst reichlich vorhanden, Proviant hatte er mitgenommen und er liebte auch die Jagd. Nur Jerôme kannte seinen Aufenthaltsort, da er ihn einmal mitgenommen hatte, zudem hatte Jerôme die Erlaubnis ihn aufzusuchen, falls etwas Außergewöhnliches bei seinen Geschäften passierte.

Fresleven wollte Pläne für ein neues Geschäft, eine neue Marktlücke durchdenken. Bei dem Verkauf eines Operationsaales an den Chef einer Klinik, einen Chirurgen, war er mit diesem näher bekannt geworden und eine Freundschaft hatte sich entwickelt. Gemeinsam waren sie auf Jagdsafaris gewesen und hatten ausgedehnte Reisen in Afrika unternommen. Fresleven und Doktor Jean Djiambey hatten auf einer Jagd gemeinsam eine Geschäftsidee entwickelnder sie den Projektnamen „Land und Leute - en Gros et en Detail" gaben.

Hinter diesem Namen steckte das Konzept des einträglichen Organhandels. Doktor Jean Djiambey meinte, daß er in seiner Klinik häufig auch Operationen an Leuten durchführe, die aus entfernteren Dörfern kamen und die kein Geld hatten, um für den Klinikaufenthalt zu zahlen: „Dann könnten die doch auch einfach in Naturalien bezahlen!" Beiden war klar, daß die Umset-

zung noch einige Mühen und Anstrengungen kosten würde: Doktor Jean Djiambey hätte eine Zusatzausbildung in Brasilien, dem Eldorado des Organhandels, zu absolvieren und Fresleven hätte sich um die Probleme der Vermarktung und Kühlketten zu kümmern, denn Organe sind leicht verderbliche Waren. Kurzum: Fresleven hatte sich für seine retra/te einiges vorgenommen, um die neue Geschäftsidee planerisch zu gestalten.

Wahrscheinlich schon ganz zu Beginn seines Aufenthaltes im Dorf im Jahre 1979 muß sich Fresleven beim Sammeln von Feuerholz oder bei einer anderen Gelegenheit eine banale Verletzung zugezogen haben.

Mit dem Krankheitsbild der manifesten Tetanie verhält es sich folgendermaßen: Gewöhnlich hält der Tetanus-Impfschutz drei bis vier Jahre, danach ist es möglich, daß man sich selbst durch kleine Schürfwunden mit demTetanus-bazillus infiziert. Schon nach kurzer Zeit treten tetanische Anfälle auf, die - das Bewußtsein bleibt bis zum letzten Stadium erhalten - überaus schmerzhaft sind. Besonders im Bereich der Gliedmaßen, aber auch in der Gesichtsund Rumpfmuskulatur treten symmetrisch-tonische Muskelkrämpfe auf, die aufgrund ihrer signifikanten Symptomatik eigentümliche klinische Begriffe erhalten haben: Die Beugung der Hände wird „Pfötchenstellung" genannt, die typische Öffnung des Mundes „Karpfenmaul" und die Verzerrung der Mundpartie „grünes oder sardonisches Lachen", zuweilen auch „zynischer Spasmus". Der Tod tritt zumeist durch die tetanische Starre des Herzmuskels ein.

Als Jerôme Bâ mehrere Wochen nach der angekündigten Rückkehr von Fresleven kein Lebenszeichen von diesem erhalten hatte und da mehrere wichtige und dringende Entscheidungen anstanden, fuhr er ins Dorf um Fresleven aufzusuchen. Er entdeckte seine durch die trockene Hitze fast schon mumifizierte Leiche in einer der Hütten. Jerôme bot sich ein bizarres und makabres Bild: Rund um das Bettgestell lagen Kleider, Wasserflaschen und diverse Utensilien.Auf dem Bett lag die nackte eingetrocknete sterbliche Hülle von Fresleven, die - fast lehrbuchhaft - alle Symptome des Todes durch Wundstarrkrampf aufwies.

Jerôme überlegte einige Zeit, was er tun könnte - was zu tun sei. Er entschied sich für eine Lösung, die sowohl seinem Christentum als auch seiner Rache Genüge leistete: Er begrub Fresleven nahe des Dorfes und schnitzte aus Holz eine kleine Skulptur, dessen Modell der im Wundstarrkrampf gestorbene Fresleven war. Diese Figur, an der Unterseite ritzte er noch die Jahreszahlen „1946 - 1979" ein, stellte Jerôme Bâ als Grabminiatur an die Stirnseite des Grabes von Fresleven.

Fremder oder Freund im anderen Land

Alexander Boroffka

Das Leben von A.B. war gekennzeichnet dadurch, daß er viele gerade noch bestehende historische, kulturelle und soziale Situationen erlebte. Er wurde in sie hineingeboren, hineingeworfen. Ohne jeweils lange verweilen zu können, mußte er sich mit dem Wechsel eines Kontextes in einen anderen auseinandersetzen. Zurückblickend auf das Leben von A.B., waren häufige „Kontextwechsel" das einzig Kontinuierliche. Sein Leben ist eines von vielen Beispielen für das von Kontextwechseln geprägte 20. Jahrhundert.

Schon vor 1933 hatte es für A.B. Kontextwechsel gegeben. Das durch die damals verbreiteten Kinderkrankheiten geschwächte Kind wurde zur Erholung für Monate in ein Schweizer Kinderheim geschickt. Bei dem ersten allein zu bestehenden Kontextwechsel erlebte A.B. das erste und einzige Mal ein schreckliches Heimweh.

Wie für alle in jener Zeit, folgten der Schule auch für A.B. Arbeitsdienst und Wehrmacht. Von seinen Potsdamer Mitabiturienten, viele wurden Offiziere, überlebte nur die Hälfte den Krieg. Beim Arbeitsdienst und in der Rekrutenzeit war er unter Arbeitersöhnen aus dem Berliner Wedding der einzige Abiturient Wieder war es ein anderer Kontext, in dem er eine neue Welt kennenlernte.

Für A.B. kam statt Kriegsdienst der Studienbeginn im noch fast friedlichen Berlin, mit Bars, (gemäßigter) Jazzmusik, mit Alkohol; wieder neue Erlebnisse für den in einer kleinen Stadt aufgewachsenen jungen Mann. A.B. konnte sein Studium als „Student von Prag" an der ältesten deutschen Universität fortsetzen, die, wie vieles, bei Kriegsende verschwand. Eine Famulatur in Brüssel; die Lungenheilstätte in Davos. Einige Semester in Prag; eine Famulatur, über das Kriegsende hinweg, in Dänemark.

Diese Zeiten außerhalb der Grenzen Deutschlands waren jedoch nur halbes Ausland, da A.B. mit der Uniform, als Angehöriger der Besatzungsmacht, seine Kultur mitnahm.
Studienabschluß und erste Arbeit im Labor erlebte A.B. in Göttingen. In der vom Krieg verschonten Stadt lehrten viele weltbekannte Wissenschaftler. Das Ziel der Dissertation, ein Mittel zu finden, das gleich wirksam war, wie das in Deutschland nur aus der Literatur bekannte Penicillin, wurde nicht, die Promotion dennoch erreicht. Während der klinischen Assistentenzeit wurde A.B. ausersehen, alle vier Stunden einer an Sepsis erkrankten und auf den Tod zueilenden jungen Patientin die erste in der Klinik verfügbare Behandlungsdosis von Penicillin zu spritzen. Nach wenigen Tagen konnte sie genesen entlassen werden. A.B. hatte den wohl größten Kontextwechsel der Medizin in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts miterlebt.
Die Währungsreform brachte wieder einen dramatischen Kontextwechsel. Nach Jahren des Vegetierens und des Kampfes ums Dasein begann nun, was die einen „Neues Leben sprießt aus den Ruinen" oder auch „Wirtschaftswunder" nannten, während andere, Nachgeborene zumeist, abwertend, aber politically correct, von einer „Zeit der Restauration aus konservativer oder gar reaktionärer Geisteshaltung heraus" reden. Kontextwechsel.

Während einer kurzen Zeit im ländlichen Königslutter lernte A.B. ein positives Beispiel der über hundert Jahre die Hauptlast der Versorgung psychisch Krankertragenden Landes-Heil- und Pflegeanstalten kennen, auch ein Endstadium. Von dort ging es in das noch stark vom Kriege gezeichnete Berlin zurück, das er, fast zehn Jahre vorher, noch als heile Stadt verlassen hatte.
Als Auslandsreisen wieder möglich wurden, kam als erster wirklicher „Auslandskontextwechsel" ein Assistentenjahr in den USA. Die Reise nach New York machte A.B. noch mit einem der regelmäßig verkehrenden Passagierschiffe. Nach dem „Finanzzentrum New York", der „Gangsterstadt Chicago", der „Filmstadt Hollywood", die heute noch das Bild formen, das sich manche Deutsche von der USA machen, arbeitete er ein Jahr im Mittleren Westen.

Die ersten Monaten waren schwierig, bis er die noch dürftigen Sprachkenntnisse erweitert hatte und den Gesprächen folgen und sich daran beteiligen konnte. Allmählich gewöhnte er sich auch an den ungezwungenen Umgang der Amerikaner miteinander. Bei einer der zahlreichen Fallkonferenzen wurde A.B., in der vorwiegend konservativen deutschen Schulpsychiatrie ausgebildet, vom klinischen Direktor gefragt: „Don't you think it is all nonsense what we are talking about?" A.B., froh, die Frage verstanden zu haben, antwortete ohne lange zu überlegen, mit einem überzeugten: „Yes!" Darauf erfolgte, wie der über sich selbst erschreckte A.B. befürchtete, keine ärgerliche Reaktion, nicht eine freundliche Zurechtweisung, sondern, für ihn völlig überraschend, die weitere Frage: „Why don't you say so?"
Dies war ein eindrucksvolles Beispiel für den Unterschied zwischen deutschem und amerikanischem Kontext. Das Ausmaß dieses Unterschiedes wurde A.B. erst bei der Rückkehr nach Deutschland voll bewußt. Es fiel ihm viel schwerer, sich wieder an Formalität, Autorität und fehlende Offenheit zu gewöhnen, als bei der Ankunft in den USA das Gegenteil völlig neu zu lernen. Es war die erste Erfahrung mit dem Reverse Culture Shock.
Nach etlichen Jahren, und nach vergeblichen Versuchen, eine passende Tätigkeit in einem der Länder zu finden, die damals noch „unterentwickelt" genannt wurden, später dann „Entwicklungsländer", „Länder der Dritten Welt", und in neuester Formulierung, „Countries with low economic income", nach Heirat und Geburt der ersten Kinder, wurde A.B. die Leitung eines psychiatrischen Krankenhauses in Lagos/Nigeria angeboten.

Schon bevor Nigeria unabhängig geworden war, waren Gehälter und andere Privilegien von Nigerianern und Angehörigen der Kolonialmacht auf eine Ebene gebracht worden. So erlebten A.B. und seine Familie als Angestellte der Regierung noch einige Aspekte der Kolonialzeit.
Die Ankunft in Apapa, dem Hafen von Lagos, damals noch Hauptstadt, führte A.B. und seine Familie in eine neue Welt. Alles war fremd. Sich damit bekannt zu machen, mit den äußerli-

chen Erfordernissen vertraut zu werden, ließ zum Nachdenken keine Zeit. Der erste Besuch im Krankenhaus ließ A.B. bei den Kranken Bekanntes sehen. Die beginnende Arbeit mit den Patienten, von den Mitarbeitern, die lange ohne fachlich geschulte Ärzte hatten arbeiten müssen, selbstlos unterstützt, wurde schnell vertraut. Anfangs standen ein, später zwei Fachärzte zur Verfügung. Mit Hilfe der Krankenschwestern und -pfleger, denen viele Aufgaben übertragen wurden, war die Versorgung der 500 stationären Patienten, einer gleichen Zahl von Aufnahmen und Entlassungen pro Jahr, und an zwei Halbtagen von ambulanten Patienten, durchzuführen. Bei der Rückkehr nach Deutschland nach fünf Jahren gab es dann Probleme, für die der Oberg'sche Begriff Culture Shock in umgekehrter Form, Reverse Culture Shock, passen würde. Bald schon nach der Rückkehr bekam A.B. von der WHO ein Angebot, nach Nigeria zurückzukehren und eine neue Aufgabe zu übernehmen. Die politischen Verhältnisse in Nigeria waren schwierig zu beurteilen. Die Aussicht, nach Ablauf des Vertrages wieder in das eigene Land zurückkehren und sich eingewöhnen zu müssen, machte den Entschluß nicht gerade leicht. Doch die neue Arbeit zu übernehmen war reizvoll. Er entschloß sich dafür.

Die „Rückkehr" nach Nigeria war wieder ein Kontextwechsel. Aus der Hauptstadt mit international anmutender Atmosphäre kam A.B. mit seiner Familie in eine typische Yorubastadt. Sie lebten allerdings nicht in der Stadt, sondern in der Exklusivität eines Universitätscampus. Der Leiter eines Regierungskrankenhauses, der für alles verantwortlich gewesen war und als einzigen Ansprechpartner das Gesundheitsministerium hatte, wurde Fakultätsmitglied und mußte sich mit den Fakultätsmitgliedern, mit der Universitätsverwaltung und mit dem Regionalbüro der WHO in Brazzaville abstimmen.

Der Kliniker mußte nicht nur seine Mitarbeiter schulen, sondern war in seinem Fach für die Ausbildung der Studenten zuständig. Er mußte Programme und Berichte für die WHO schreiben. Der gesamte Kontext, die Umgebung, die Anforderungen, alles war neu und anders als zuvor.

Nach wiederum fünf Jahren verließ A.B. die WHO. Ein neuer Kontextwechsel stand ins Haus. Die bei der WHO gewonnenen Erfahrungen in Planung und Verwaltung öffneten den Weg in eine Verwaltungstätigkeit. Der Leiter der Universitätsabteilung mit einer erstklassigen Sekretärin, der drei Schreibkräfte zugeordnet waren, wurde zum Referenten in einem Ministerium. Dort wurden die Schreibarbeiten für 60 Referenten und doppelt so viele Sachbearbeiter von einem zentralen Schreibdienst erledigt. Vieles, was anderswo Sekretariatsarbeit ist, mußte der neugebackene Referent selbst erledigen. Wieder ein Kontextwechsel.
Nach Abschluß seiner Dienstzeit als Ministerialbeamter war A.B. weiter als Experte und Berater tätig. Er wurde zu Konferenzen und Vorträgen eingela den. Das Ruhestandsdasein ermöglichte, andere Länder nicht nur für Vortragsstunden und Kongreßtage zu besuchen, sondern solche Anlässe zu längeren Aufenthalten zu nutzen, weitere Kulturen und ihre Menschen kennenzu lernen und viele als Freunde zu gewinnen.

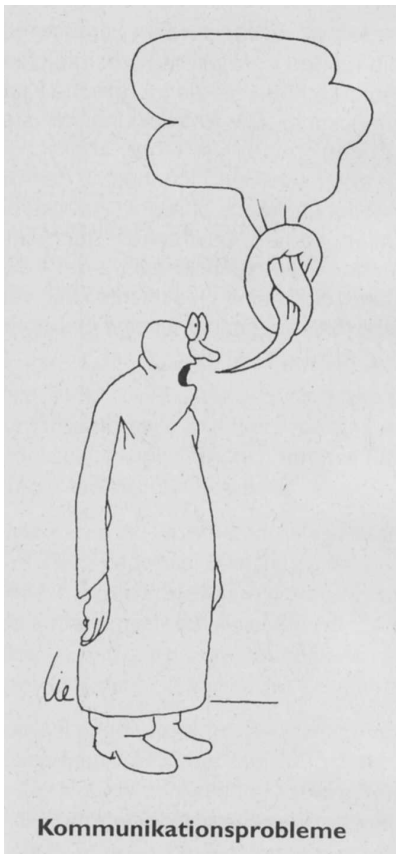
Nachbetrachtung

Personelle Entwicklungszusammenarbeit als interkultureller Lernprozeß

Dieter Hampel, Helmut Jäger

Die personelle Entwicklungszusammenarbeit bietet die konkrete Erfahrung der persönlichen Begegnung mit Menschen anderer Kulturen. (Und dies nicht - wie in Deutschland - im Umfeld der eigenen Dominanzkultur). Für einige Jahre können / dürfen Personen, mit gutem bundesdeutschen Sozialversicherungsstandard abgesichert, in einer ihnen fremden Kultur leben und arbeiten. Dies ist eine Phase, die ihnen andere bzw. weitere Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten bietet, als in der eigenen Kultur; eine Zeit, die andere Kräfte freisetzt, Perspektiven öffnet, die Persönlichkeit weiter entwickelt.

Es handelt sich um einen Lebensabschnitt, in dem andere Formen von Lebensart, Mentalität, Sitte und Gebräuche erfahren und verstanden wie respektiert werden müssen, es ist die Konfrontation mit anderen Denkweisen (und der Arroganz und Höherwertigkeitsgefühlen im eigenen Denken), in der Einsichten relativiert und (Vor-)Urteile, vorgefertigte Bilder wie Vorstellungen revidiert werden müssen, in der Anpassungsbereitschaft, Einfühlungsvermögen, Aufbringen von Akzeptanz für fremde Normen und Verhaltensweisen, kurz sich in Fremdes und Fremde einzufühlen, erforderlich sind. Frustrationen und Enttäuschungen, Ungerechtigkeiten wie Unzulänglichkeiten müssen ertragen werden. Oft müssen konkrete Armut, Unterdrückung, Hunger, Tod, Hoffnungslosigkeit, menschliche Tragödien erlebt und verarbeitet werden. Es ist eine Phase der Umorientierung bzw. Neuorientierung, des verunsicherten Identitätsgefühls, der Identitätssuche.



Viele Fachkräfte berichten von bleibenden positiven Erfahrungen mit der Irritation und Faszination des Fremden. Das Erfahren von Mitmenschlichkeit, warmer Kinderfreundlichkeit, Aufopferungsbereitschaft für die Mitglieder der (Groß-)Familie, von Emotionalität und Lebensfreude heben sie hervor: "Das Leben kam mir saftiger, wärmer, lebendiger vor. Ich fühlte mich einfach wohl... wie ein Fisch im Wasser". Sie entwickeln Gelassenheit und Geduld, "die Ruhe, das Gefühl, Zeit zu haben, nichts zu verpassen, von keinen Plänen gehetzt zu werden". Bei aller schicksalhaften Welt, die sie umgibt, verspüren sie eine angenehme Leichtigkeit des Seins.
Das Leben und Arbeiten in der Fremde, die Erfahrung des Andersseins, oft mit Kulturschock betitelt, ist aber für viele auch - mit unterschiedlicher Dominanz - mit negativen Eindrücken verknüpft, mit zahlreichen enttäuschenden und frustrierenden Erfahrungen, ja persönlichen Krisen. Sei es Korruption, Unzulänglichkeit, Unzuverlässigkeit im beruflichen Alltag, die Erfahrung des Alleinseins, der Einsamkeit, ("ich konnte und wollte in diese fremde Welt nicht eintauchen"), die Sehnsucht nach Geborgenheit und dem Vertrauten, die Wünsche nach intensiven menschlichen Kontakten, ("ich blieb irgendwie außen vor bzw. wurde als Fremde außen vor gehalten"), der Verlust an der geschätzten Anonymität ("nie einen Schritt unbeachtet machen zu können"). Die Auseinandersetzung mit der neuen Situation, den gegebenen Lebensbedingungen, den Normen und Werten der fremden Kultur, des bewußten Fremdseins, dem Fehlen der vertrauten stützenden Bezüge ist - unterschiedlich stark und lange - auch mit Angst verbunden, ("ich hatte Angst, mich zu verlieren"): Die Fremde, der Kontextwechsel verursacht Angst, was neben negativen Gefühlsschwankungen, zur Störung des seelischen Gleichgewichts und seelischen wie psychosomatischen Erkrankungen führen kann.

Fremdes Wahrnehmen - Eigenes Entdecken - Interkulturelles Lernen

- "In ... wurden meine Werte gründlich durcheinander gebracht... Meine bekannten Bezugsrahmen waren entwurzelt".
- "Es gibt Dinge und Situationen, die anders sind, fremd bleiben, mit denen ich aber trotzdem leben kann".
- "Meine Identität und mein Verhaltensspektrum hat sich erweitert... Ich bin ein großes Stück mehr ich selbst geworden".

Die Projekttätigkeit der europäischen Fachkraft, ihre Integration in einen anderen Kulturkreis ist verbunden mit der Erfahrung einer anderen Arbeits- und Verhaltensweise sowie anderer

Denkstrukturen und Lebensformen. Nun gilt es, die Andersartigkeit und Vielfalt kultureller Grundorientierungen wahrzunehmen und anzuerkennen: die eurozentristische Betrachtungsweise aufzubrechen und einander im Bezugssystem des anderen zu verstehen. Es geht um Verständnis für andere Maßstäbe des Lebens, um Veränderungen eigener Sichtweisen.

Die europäische Fachkraft erfährt sich durch die Begegnung mit einer fremden Kultur neu. Bilder, Erwartungen, durch Vorinformationen im Kopf entstanden, werden durch die Realität modifiziert, richtiggestellt. Das eigene Wertesystem lernt die Fachkraft in einer anderen Kultur zu relativieren und Fremdes kann Angst machen, weil sicheres Terrain verlassen wird, weil bekannte Maßstäbe nicht mehr gültig erscheinen und weil umdenken, sich auseinandersetzen gefordert ist.

Jedes interkulturelle Lernen ist mit dem Erleben von Unsicherheit verbunden, besonders dann, wenn die neue kulturelle Umwelt von der eigenen sehr verschieden ist. Meist wird bei der europäischen Fachkraft erstmals an ihrem eigenen Kulturverständnis gerüttelt, was ihr Leben verändern kann. Dieses vielleicht erstmalige Kennenlernen und Überschreiten antrainierter Normen führt zu einer Verunsicherung, wenn nicht sogar Veränderung der bisherigen Wertvorstellungen der europäischen Fachkraft.

Andere Kulturen kennen und verstehen lernen, ist kein leichter Prozeß, besonders deshalb, weil es die Auseinandersetzung mit der eigenen Person vor einem bestimmten kulturellen Hintergrund bedeutet. Andere Kulturen verstehen wollen, heißt auch, die eigene Kultur begreifen lernen und den eigenen Standpunkt in ihr bestimmen können. Fremd- und Eigenerfahrung bedingen einander. Der Erkenntnisprozeß funktioniert als Pendelbewegung zwischen der fremden und eigenen Kultur. In der Fremde lernt die europäische Fachkraft die eigene Kultur und damit auch einen Teil des eigenen Selbst mit fremden Augen zu sehen. "Im Dialog mit den Anderen beginnt der Dialog mit dem Eigenen" (Heinrich Dauber). So führt die Zeit im Ausland unvermeidlich dazu, sich mit der eigenen Identität, dem eigenen 'Ich' auseinanderzusetzen, sie bietet die Chance, in der Begegnung mit dem Fremden etwas über das Eigene zu erfahren.

Ein interkultureller Lernprozeß, der Austausch von Lernerfahrungen, der Erwerb von soziokultureller Kompetenz, erweist sich als ein langsamer und schwieriger Prozeß. Es dauert lange, eine andere Kultur zu begriffen. "Meine interkulturellen Begegnungen sind durch unterschiedliche Phasen gekennzeichnet, die von der Offenheit für das Neue auf einen Konflikt mit dem Fremden und damit mit mir selbst, über Phasen des Angezogenseins und Abgestoßenseins von dem Anderen bis zur Selbstverständlichkeit, weitgehend ein Teil der Gesellschaft geworden zu sein und die gleichzeitige Erfahrung, immer außen zu stehen, gehen" (Hildegard Schürings).

Interkulturelles Lernen setzt die Reflexion eigener, selbstverständlich gewordener Wert- und Bezugssysteme voraus, den Zwang zur Akkomodation und Assimilation der kulturfremden Umwelt, das Ertragen von Unsicherheit, den Zwang zur Um- und Neuorientierung und die Bereitschaft und Fähigkeit zur Interaktion mit einer andersartigen sozialen Umwelt.

Interkulturelles Lernen bei Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen und Wertvorstellungen vollzieht sich wie gesagt als Prozeß. Bisherige Selbstverständlichkeiten und Plausibilitäten werden durch die Konfrontation mit der ganz anderen Wirklichkeit erschüttert. Die europäische Fachkraft wird aus alten Sicherheiten herausgenommen. Der Schock kann zu einer Identitätskrise werden und schließlich zu einer Krise des Engagements, ja zu dessen Zusammenbruch führen.

Das Individuum kann durch die Konfrontation mit dem Fremden so stark in seinen bisherigen Haltungen verunsichert und geängstigt werden, daß es sich neuen Erfahrungen verschließt. Desorientierung und Angst bzw. Abwehr haben dabei verschiedene Ausdrucksformen, wie z.B. Wut, Apathie, Resignation oder Arroganz.

In diesen Phasen bzw. Situationen kann eine voreilige Stigmatisierung des Anderen als rückständig, unterentwickelt, minderwertig schnell erfolgen. Die "Rückständigkeit" der Anderen macht die europäische Fachkraft überlegen, wertet sie auf, macht sie zum Maßstab, an dem die Anderen sich zu orientieren haben. Die systematische Unterschätzung des Anderen wie

grundlegende Selbstüberschätzung wie Überlegenheitsgefühle von seiten der europäischen Fachkraft schließen aber eine produktiven interkulturellen Lernprozeß aus.

Faktoren, die einen Lernprozeß erschweren oder verhindern, sind u.a. mangelnde Sprachkenntnisse, geringe eigene Sensibilität und Bereitschaft, seine Ansichten in Frage zu stellen, Sozialbarrieren, Ängste vor anderen kulturellen und religiösen Normen, Vorurteile, vermeintliche Konkurrenz, die gesellschaftlichen Bedingungen der Begegnung, unser Ethnozentrismus. Eine unbefragte Selbstverständlichkeit der eigenen Deutungsmuster verhindert mit Sicherheit jede fruchtbare Irritation und Befremdung.

Vor das "Helfen" ist das Lernen gesetzt. Die europäische Fachkraft muß lernen, eine Kultur nicht zu messen, sondern in ihrer Eigengesetzlichkeit zu begreifen. Sie ist eine Lernende auf dem Gebiet des Verhaltens, Denkens und Fühlens. Sie muß mit offenen Ohren zuhören und mit offenen Augen beobachten ohne zu werten. Nicht Besserwisserei ist gefragt, auch nicht Anbiederung und Angleichung, aber Offenheit für Andersartigkeit im Bewußtsein der eigenen Identität - in einem stets im Fluß befindlichen Prozeß der Einfühlung in den Anderen und des Verstehens des Eigenen.

Zur Verantwortung der Organisation der personellen Entwicklungszusammenarbeit

Der Erwerb soziokultureller Qualifikation, soziokultureller Kompetenz, der interkulturelle Lernprozeß ist kein leichtes Unterfangen. Der interkulturelle Lernprozeß ist mit starken Belastungen im beruflichen, persönlichen und auch familiären Bereich verbunden. Die negativen Reaktion und Verhaltensweisen der europäischen Fachkraft bei der Verarbeitung dieser Krisensituation, dieser Störung des seelischen Gleichgewichts sind bekannt: Frustration und Enttäuschung, die in offenen Rassismus umkippen können, Suchtverhalten (Alkohol), Arbeitshyperaktivität bzw. sinkende Belastbarkeit, Resignation bzw. Demotivierung / Passivität, psychosomatische wie psychische Erkrankungen, depressive Verhaltensstörungen, Abkapselung und Flucht zu den anderen Europäern, Vertragsabbruch bis zum Suizid. "Die Fremde, das Unbekannte erzeugt Angst. Angst führt zu paradoxen, zu pathologischen, zu neurotischen Reaktionen" (A. Boroffka).

Diese persönlichen Krisen aufgrund individueller Überforderung haben auch unmittelbare Auswirkungen auf der beruflichen Ebene: Die Kooperation mit dem Partner klappt nicht, Teamarbeit ist Fehlanzeige, es wird "für" statt "mit" dem Projektpartner gearbeitet, es wird vom Arbeitsplatz ferngeblieben, die Leistungsfähigkeit ist erheblich eingeschränkt, etc.

Das persönlich-menschliche wie projektbezogene Schicksal (sprich Erfolg) liegt weitreichend in der positiven Verarbeitung des interkulturellen Lernprozesses begründet. Mißerfolge in der Projektarbeit haben oft ihre Gründe in der psychischen Untauglichkeit der europäischen Fachkraft, sind auf der interkulturellen Ebene angesiedelt. Neben den guten beruflich-fachlichen Kenntnissen ist von der europäischen Fachkraft interkulturelle Kompetenz gefordert. Neben der fachlichen Qualifikation sowie der Überprüfung der Tropentauglichkeit, der Beurteilung der physischen Gesundheit muß gleichbedeutend im Anforderungsprofil die psychische Gesundheit wie Stabilität, die Belastbarkeit der Persönlichkeit hinsichtlich des interkulturellen Lernprozesses Beachtung finden - bei Erst- wie bei Mehrfachausreisenden!

Die Ursache für psychische Störungen, die bei einem Kontextwechsel auftreten können, liegen “häufig im Betroffenen selbst” (A. Boroffka).

Dies verweist auf die Bedeutung der Auswahl, der Vorbereitung, und der weit unsystematischeren Begleitung und Betreuung während der Auslandstätigkeit und auf eine offene wie systematische Analyse wie Auswertung der einzelnen "Fälle". Nur wenn die Herausforderung des Kontextwechsels bewältigt wird, kann sie zu einer positiven Persönlichkeitsentwicklung führen. Die sinnvolle Verarbeitung des Prozesses des Kontextwechsels ist aber nicht nur für den einzelnen Menschen sondern auch für das Projekt und die Entsendeorganisation entscheidend

wichtig. Von ihr hängt das Image ab und die Effektivität des interkulturellen Kommunikationsprozesses, der die Basis der Entwicklungszusammenarbeit bildet. Die Professionalität vieler Entsendeorganisationen läßt in diesem Bereich leider viel zu wünschen übrig.

Insgesamt fehlt es leider trotz organisierter jahrzehntelanger personeller Entwicklungszusammenarbeit an Studien zur persönlichkeitsformenden Wirkung des Entwicklungsdienstes, einer mehrjährigen Auslandstätigkeit. Wie wurde diese Zeit aus der Perspektive der europäischen Fachkraft wahrgenommen, und wie wurde diese Begegnungssituation gestaltet? Wie verändern die kulturfremden Erfahrungen die eigenen kulturellen Wahrnehmungs-, Denk-, Problemlösungs-, Selbstkonzeptions-, Bezugssystem- und Verhaltensmuster? Wirken die interkulturellen Erfahrungen nur partiell verändernd auf spezifische Handlungs- und Erfahrungsbereiche ein (z.B. nationale Einstellungen, Weltbild, soziales Verhalten) oder verändert sich die Gesamtpersönlichkeit? Sind die Veränderungen kurzfristiger Natur, oder hat der interkulturelle Prozeß Langzeitwirkung? Klare Antworten lassen sich auf diese Fragen aufgrund fehlender ausreichender Befragungen wie Auswertungen leider nicht geben. Interkulturelles Lernen ist immer noch ein unbefriedigend evaluierter Erfahrungsbereich der personellen Entwicklungszusammenarbeit. Dies ist aus vielen Gründen unverständlich!

P.S.: Die Phänomene eines Kontextwechsels lassen sich auch nach einer mehrjährigen Tätigkeit in Afrika, Asien oder Lateinamerika bei der Rückkehr beobachten. "Die Heimat hat sich verändert und ich auch". Fremdheitsgefühle treten auch hier auf angesichts "überquellender Kaufhäuser, verkniffener Gesichter", eines modernen, hektischen Lebens "ohne Lachen, ohne Wärme, ohne Zeit", etc. Anpassungsschwierigkeiten all überall. Auch die Reintegration nach Deutschland ist problembeladen und mit Irritationen verknüpft, die es positiv zu verarbeiten gilt.

Auf ein (Nach-) Wort!

Heinz Klein

Dieter Hampel und Helmut Jäger fordern von den Fachkräften in der Entwicklungszusammenarbeit zurecht ein, was sie als „interkulturelle Kompetenz" bezeichnen. Die Organisationen der Personellen Zusammenarbeit messen gerade diesem Aspekt von der Personalauswahl über die Vorbereitung bis zur Rückkehr eine eminente Bedeutung bei.
Es mag schon sein, daß die Entwicklungsdienste in den Anfangsjahren ihres eigenen Lernprozesses noch recht unerfahren und einigermaßen unprofessionell bis stümperhaft mit Fragen des Kontextwechsels und des interkulturellen Lernens umgingen. Von Anfang an war bei den Entwicklungsdiensten klar im Blick und darüberhinaus auch als Vision angelegt: Hier verlassen Menschen gewohnte Pfade, Denk- und Handlungsmuster, setzen sich einer neuen kulturellen Erfahrung aus, indem sie mit Menschen in deren Kontext auf engste Tuchfühlung gehen und kommen mit nachdrücklichen Prägungen zurück.

Lernen war und ist Programmteil, wie es beispielsweise in der Namensgebung des Arbeitskreises „Lernen und Helfen in Übersee" zum Ausdruck kommt. In der Policy, in den Programmen, in den einzelnen Vorkehrungen wie letztlich in der Erwartung der Entwicklungsdienste sind die Risiken, vor allem aber die Chancen, die in der interkulturellen Begegnung liegen, in unterschiedlicher und systematischer Weise verankert. Das hat seine guten Gründe:

- Die Organisationen der Personellen Zusammenarbeit haben eine große soziale Verantwortung und Fürsorgeverpflichtung gegenüber den Menschen übernommen, die für eine zwar begrenzte, aber doch mehrjährige Dauer in einen bis dahin fremden kulturellen Kontext gehen.
- Eine gleich hohe Grundverantwortung wird wahrgenommen hinsichtlich der Menschen im Süden, die Fachkräfte und deren Familien aus der nördlichen Kultursphäre bei sich aufnehmen und mit ihnen zusammenarbeiten. Es wäre unverantwortlich und menschenverachtend, würde man Menschen auf sie loslassen, die unreflektiert, voller Vorurteile oder gar Rassisten sind.

- Es leuchtet ein, daß eine noch so hohe berufliche Kompetenz gepaart mit interkultureller bzw. sozialer Inkompetenz jeden Vermittlungserfolg von vornherein verhindert. Allein schon aus Gründen der Projekt-Effizienz verbietet es sich, Fachkräfte mit festgefügten, unverrückbaren Wertvorstellungen und Verschlossenheit gegenüber anderen Kulturen zu vermitteln.
- Schlußendlich sind alle Entwicklungsdienste an zurückkehrenden Frauen und Männern, Jugendlichen und Kindern interessiert, die sich als Anwälte einer gerechten, partizipatorischen und überlebensfähigen Gesellschaft hier einsetzen. Bei „Dienste in Übersee" ging lange Zeit der Spruch um: „DU vermittelt Rückkehrer/innen". Entsprechend groß ist die Ange-bots-Vielfalt der Dienste an die Zurückgekehrten, in Gesprächen, Seminaren, Workshops, Ländergruppen, Arbeitskreisen etc. die Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse miteinander aufzuarbeiten, zu teilen und weiterzutragen.
-

Interkulturelle Kompetenz ist keine angeborene Fähigkeit, sondern eine, die man sich erwerben und erarbeiten kann. Wieweit diese angelegt oder vorhanden ist, wird in den Bewerbungs- und Auswahlverfahren der Dienste geprüft. An erster Stelle der Auswahlkriterien der AGEH steht: „Wir erwarten Offenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber fremden Lebenswelten und Kulturen." So gehören zu den Auswahlkriterien u.a. Sensibilität, sozio-kulturelle Werteinstellungen, Selbstreflexion (angemessenes Verhältnis zwischen Selbstbewußtsein und Selbstkritik), Nachweis von interkulturellen Erfahrungen, Lernfähigkeit, Fähigkeit und Bereitschaft, sich auf einen fremden gesellschaftlichen Kontext einzustellen, zur loyalen Zusammenarbeit, zur Unterordnung unter Vorgesetzte im Gastland, zur Einstellung auf den jeweiligen Führungsstil, zu partnerschaftlichem Verhalten, zum Dialog ...

Die Liste, die z.T. den „Auswahlkriterien im Bewerbungsverfahren für die Vermittlung von Fachkräften" von DU entnommen ist, ließe sich weiter fortsetzen. Bereits im Vorfeld wird Wert darauf gelegt, daß nur Menschen für diese Aufgabe infrage kommen, von denen man einigermaßen zuverlässig annehmen darf, daß sie durch einen Kontextwechsel nicht nur nicht überfordert werden, sondern die neuen kulturellen Erfahrungen im Sinne der vorgenannten Zielsetzungen reflektieren und für ihre Lebensplanung umzusetzen vermögen.
Die Prüfung derartiger Voraussetzungen ist eine hochgradig „sensible" Angelegenheit und Gratwanderung, von der kein Mensch mit Gewißheit voraussagen kann, wie sich die Begegnung mit der fremden Kultur ausgestalten wird. Sensibilität und Verwundbarkeit sind nahe Verwandte.

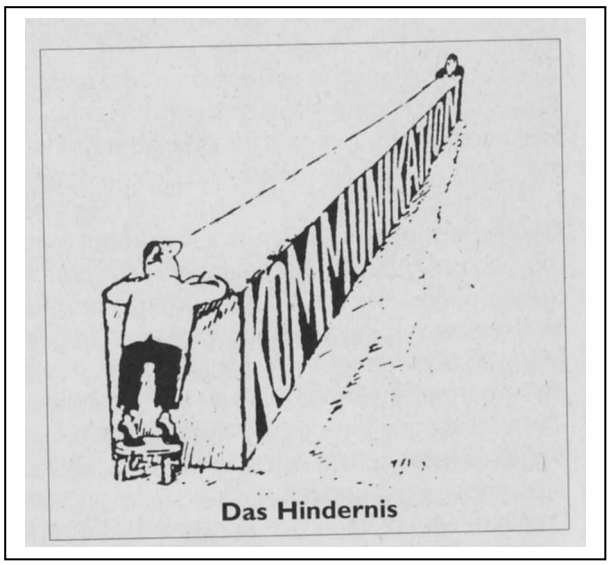
Systematisch werden eventuell vorhandene „Defizite abgeklopft" und mit den Bewerberinnen und Bewerbern im Blick auf „Nachholbedarf" und Vorbereitung besprochen. Die Dienste geben Tips und Hinweise auf Literatur, auf Auskunftspersonen, auf Kursangebote und bieten teils selbst eine Seminarauswahl zu Themen der interkulturellen Begegnung an und/oder vermitteln Fremdveranstaltungen. Bei DU sind dies beispielsweise die Orientierungsund die thematischen Ergänzungskurse. Bei der AGEH die Grund-, Fach-, Sprach- und Intensivkurse, in denen das Leben und Arbeiten in fremden Kulturen teilweise das Schwergewicht bildet und zu denen Fachleute aus dem Süden hinzugezogen werden. Beim DED ist Interkulturelles Lernen i.d.R. die Auftaktveranstaltung zu Beginn der Vorbereitung, Bestandteil der Regional-und der Sprachvorbereitung, von Fachseminaren des Überregionalen Lernprogramms sowie der Vorbereitung im Gastland; unter dem Stichwort „Begegnungen" wirken daran Referentinnen und Referenten aus Gastländern mit.

In den Vorbereitungs- und Ausreisekursen ist die Begegnung mit Menschen anderer Kulturen ein durchgängiges und zentrales Thema. Bei DU steht der Ausreisekurs unter dem Thema „Woher kommen wir, wohin gehen wir...?" Dazu gehören Trainingseinheiten zu Fragen wie:

- Aus welchen Traditionen kommen wir, wie haben sie uns geprägt?
- Was sind Motive und Werte, die wir mit nach Übersee nehmen?
- Wieweit können wir uns auf andere kulturelle und religiöse Gegebenheiten einstellen und einlassen?
- Welche Bilder der Menschen in anderen Kulturen tragen wir in uns, die unser Verhalten, unseren „kolonialen Blick" bestimmen, ohne daß wir es wissen?
- Welches Bild und welche Erfahrungen haben Menschen in anderen Kulturen von uns?

Im Rahmen seines Programms „Ökumenische Dienste in Deutschland" (Vermittlung von Entwicklungsfachkräften des Südens in den Norden) ist bei DU für den Zeitraum von zwei bis vier Jahren ein Fachmann aus Nepal mit der Weiterentwicklung des Kurskonzepts für interkulturelles Training und Kommunikation beauftragt und gestaltet dazu Kurs-Einheiten in der Vorbereitungszeit.

Unterschiedliche von den Diensten durchgeführte Begleitprogramme und Veranstaltungen in Übersee bieten den Fachkräften Orientierungshilfen und zeigen Wege und Methoden der Krisenbewältigung bis hin zur Konfliktmediation auf.



Nach Rückkehr bieten die Entwicklungsdienste Auswertungsseminare an für ihre eigenen Rückkehrer/innen, in denen das Leben und Arbeiten in Übersee und die Reflexion darüber ein zentraler Teil sind. Zurückgekehrte haben hier die Möglichkeit, individuell und in der Gruppe ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse aufzuarbeiten: ihre Enttäuschungen und ihr Leiden, ihre Erfolge und Mißerfolge, ihre Unsicherheiten wie das Gefühl, versagt zu haben, ihre Gefühle der Bereicherung und des Glücks. Für die meisten Teilnehmenden ist dies auch ein unverzichtbares Stück Trauerarbeit über den Verlust liebgewonnener Menschen, Beziehungen und Lebenswelten. Für manch andere hat es den Stellenwert einer Versöhnungsarbeit mit all den Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Sinnkrisen, die ihnen das Leben in einer fremd gebliebenen, vielleicht sogar als feindlich empfundenen Kultur bereitet hat.

Der von vielen Zurückgekehrten erlebte Kulturschock bei Rückkehr in ein fremd gewordenes Land, das plötzlich nicht mehr als Heimat erlebt wird, die Unsicherheit und das Zerrissensein zwischen den Kulturen - all das will verarbeitet werden. Erfahrungsgemäß ist das ein längerer Prozeß, zu dessen Verlauf die Gespräche und Seminare zusammen mit Menschen in ähnlicher Befindlichkeit wertvolle Anstöße und Hilfestellung geben können.

Kulturelle Lernerfahrung, Selbstreflexion im interkulturellen Dialog, Perspektivenwechsel, globales Denken und Empathie für andere sind Eigenschaften, die Fachkräfte während und nach ihrem Entwicklungsdienst entwickeln, und die für den innergesellschaftlichen Dialog, Veränderungen in der eigenen Gesellschaft und die Entwicklung einer globalen Perspektive fruchtbar gemacht werden können. Darin liegt eine der wesentlichen Zielfunktionen der gemeinsamen und kontinuierlichen Arbeit der Dienste mit den Zurückgekehrten, die für die je eigene wie wechselseitige Orientierung, Vergewisserung, Rollenfindung und Denk- und Handlungsmuster äußerst wichtig ist.